

Aus

Deutschlands tausend Jahren.

Von

Prof. Dr. Gustav Weck,

Direktor des kgl. Realgymnasiums in Reichenbach (Schlesien).



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

1895.

Beilage 3. Progr. Nr. 222.

95e
10 (1895)

2226



UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF



Daß der im Jahre 870 abgeschlossene Vertrag zu Merzen die politische Selbständigkeit des deutschen Volkes innerhalb seiner natürlichen Grenzen festgestellt hat, ist bekannt. Daß ein gleichartiger Vorgang sich genau nach tausend Jahren wiederholen sollte, war ein seltsamer Zufall, der aber Gefühl und Einbildungskraft nicht unberührt lassen kann. Und darin mag die Rechtfertigung des Titels liegen, den der Verfasser diesem Teile seiner „Vaterländischen Schriften und Dichtungen“ gegeben hat. Daß ihm ein anderer Teil und andre Sammlungen — namentlich „Königin Luise“ und „Unsre Toten“ — vorausgegangen sind, wird dabei manche Lücke und Ungleichheit erklären, die im fünfundzwanzigsten Gedächtnisjahr des Tages von Sedan besonders auffallen könnte. Und im übrigen wird an ein Buch, dessen einzelne Abschnitte zu den verschiedensten Zeiten, ein jeder aus besonderem Anlaß, entstanden sind, nicht der gleiche Maßstab anzulegen sein, wie an ein von vornherein nach bestimmtem Plane verfaßtes. Alle äußeren Mängel aber hofft der Verfasser durch den Geist auszugleichen, der das Ganze belebt und der auch im deutschen Volke in diesem Jahre wieder mächtiger von sich zeugen dürfte, als in vielen Jahren zuvor.

Inhalt.

	Seite
1. Königin Mathilde	5
2. Kaiserin Adelheid	27
3. Wartburgsprüche 1—3	45
4. Auf dem Marktplatz von Neapel	47
5. Ruprecht von der Pfalz	48
6. Dranien	50
7. Preussische Zucht	51
8. Deutschlands Dichter	58
9. Deutsch-Osterreich	59
10. Auf Schlesiens Bergen	61
11. Lieder aus Thüringen:	
1. Thüringerland	62
2. Ein Fürstenpaar	64
12. Großherzog Friedrich von Baden:	
1. Morgenfeier	67
2. Haus Jähringen	68
3. In Versailles	70
4. 1888	71
5. Heil und Leben	73
13. Allerdeutshentag	74
14. Bismarck:	
1. Der rechte Mann	105
2. Ein Gleiches	107
3. Im Sachsenwald	109
15. Am achtzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck	111
16. Am 2. September 1895	125

1. Königin Mathilde.*)

(889?—968.)

Kein Volk hat die gleiche Verpflichtung, seine Frauen hochzuachten, wie das deutsche. Aber keines auch ist dieser Pflicht treuer nachgekommen von den Zeiten seiner Urväter an, die ja bereits etwas Heiliges ahnten in dem Worte des Weibes. Gerade darum, weil die deutschen Frauen vor allen andern es mieden sich hervorzudrängen, und weil sie im stillen die Tugenden übten, die der Schmuck ihres Geschlechtes sind, wurden sie die Bildnerinnen auch des andern und trat ihr Wirken in allen Abschnitten der nationalen Entwicklung zu Tage. Kaum ein wichtiges Ereignis hat die Geschichte Deutschlands zu verzeichnen, ohne weiblichen Einflusses zu gedenken; kaum eine namhafte Persönlichkeit zu erwähnen, die nicht edlen Frauen einen Teil ihres Wesens — oft den besten — zu verdanken hätte.

Eine der ersten in der Reihe herrlicher Gestalten, an denen unser Auge mit Ehrfurcht und Liebe hängt, ist Mathilde von Sachsen, Deutschlands Königin, die Mutter seines ersten Kaisers.

Die Geburt dieser ausgezeichneten Fürstin fällt in den Ausgang des 9. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung — wahr-

*) Beide voranstehenden Lebensbeschreibungen sind, wie der Historiker auch ohne Hinzufügung des gelehrten Apparates erkennen wird, unmittelbar — die zweite zum größeren Teil — aus den Quellen geschöpft. Vielleicht ist einzelnen, wie dem älteren Mathildenleben, dabei ein zu weitgehender Einfluß verstattet worden. Aber es kam mir weniger darauf an, mit jeder Einzelheit vor der wissenschaftlichen Kritik zu bestehen, als lebenswarme Bilder zu schaffen, denen doch die allgemeine geschichtliche Treue nicht abgesprochen werden könnte.

scheinlich in sein letztes Jahrzehnt.*) Ihr Vater, Graf Dietrich (Theoderich), war ein Nachkomme des großen Wittekind, der ein Jahrhundert früher die angestammte Freiheit seines Volkes in heldenmütigem, ob auch fruchtlosem Kampfe vor dem gewaltigen Karl zu retten sich bemüht hatte. Auch Reinhild, ihre Mutter, war echt deutschem Stamm entsprossen, jenem kernigen Friesenvolk, das treu wie den Wohnsitz der Väter die väterlichen Sitten und die alte Tüchtigkeit zu wahren gewußt. Ihre Wiege stand inmitten des alten Sachsenlandes, auf dem westlichen Ufer der Weser, wo Graf Dietrich seinen Stammsitz hatte. So umgaben große Erinnerungen und Vorstellungen sie schon von der Geburt an; ein Hauch der Freiheit und des Heldentums umwehte das Land ihrer Kindheit; das Ansehen des Vaters, die Tugenden der Mutter, die Verdienste, die ihr Geschlecht bis auf die jüngste Zeit um das engere wie um das weitere Vaterland sich erworben hatte — alles das waren Mahnungen, die nicht verloren gehen konnten.

Früh schon entwickelte sich Schönheit und Verstand an dem Mägdelein; bald pries man Den glücklich, den Gott gewürdigt habe, Vater eines Kindes zu sein, das den Engeln wohlgefällig, den Menschen angenehm sein müsse.

Doch nicht lange blieb die Kleine in der Hut der Eltern; ihre Großmutter, die wie sie den Namen Mathilde trug, und dem Benediktinerkloster Herford, einer Stiftung des Wittekindischen Hauses, vorstand, erbat sie sich zur weiteren Erziehung, und Graf Dietrich willigte mit seiner Gattin darein, sich eine Weile von der Tochter zu trennen. Noch beim Scheiden legten beide der Mutter ans Herz, daß sie ihr Kind unterweise in Gottesfurcht und in nützlicher Thätigkeit; aber kaum hätte es dieser Bitte bedurft, wo Verwandtenliebe und Liebe zu dem holden Kinde selbst so mächtig in dem Herzen der Äbtissin reden mußte.

*) Dem oben angenommenen Jahre scheint das „zarte Alter“ zu widersprechen, in dem sich Mathilde bei Heinrichs Werbung, also im Jahre 909, befand. Wie jung sich damals Fürstentöchter — auch die Söhne — vermählten, beweist gleich das Beispiel ihres Sohnes Otto.

So wuchs Mathilde denn in Klostermauern auf, in der Einsamkeit zur edelsten Blume sich entfaltend. Mit allen Gütern des Leibes war sie gesegnet und die in ihrem Geschlecht erbliche Schönheit leuchtete aus den Zügen ihres Angesichts. Aber reicher noch war sie an Gütern des Geistes und Herzens. So jung an Jahren, schien sie doch bereits in allen Tugenden erprobt; Demut aber und Bescheidenheit bildeten ihren besten Schmuck. Schier wunderbar waren dabei ihre Fortschritte im Wissen wie in nützlichen Geschicklichkeiten. Beschränkte sich doch damals die Thätigkeit einer Klostergemeinschaft nicht auf das Einprägen und Absingen geistlicher Hymnen, sondern mit den Übungen der Frömmigkeit ging, auf deutschem Boden wenigstens, ein tüchtiges praktisches Wirken Hand in Hand.

Zu derselben Zeit gebot mächtig im ganzen Sachsenlande Otto, der „große Herzog“ genannt. In den Tagen trauriger Verwirrung, als jedermanns Hand gegen den König, des Königs Hand gegen jedermann war, indessen von außen her Normannen und Magyaren plündernd Deutschlands Gaue durchzogen, hatte er wenigstens im Norden die Ordnung aufrechterhalten, die Bedrängten und Leidenden geschützt. Jetzt, wo noch einmal ein Karolinger — aber ein Kind — den Thron bestiegen hatte, war Ottos Name der gefeiertste im ganzen Volke, und die Blicke mochten sich bereits auf ihn richten für den Fall einer neuen Erledigung der Krone. *) Denn war er auch hoch bei Jahren, so wäre nach seinem Tode das Land doch nicht abermals verwaist gewesen, da würdige Söhne ihm zur Seite standen. Unter diesen ragte namentlich der jüngste körperlich und geistig hervor, ein Held, der eben noch die räuberischen Dalemancier in den slavischen Grenzgaueu gezüchtigt hatte und schon damals von seinem Volke gepriesen ward als ein Sieges- und ein Friedensfürst zugleich.

Auch Ottos Geschlecht, nach dem Vater des Herzogs die Lindolfinger genannt, war ein Träger großer Erinnerungen, die

*) Wie ihn denn in der That nach Ludwigs Tode Franken und Sachsen einmütig zum König bekehrten.

auf die gleiche, für Graf Dietrichs Haus so bedeutungsvoll gewordene Zeit zurückwies. Nur daß Eibert, der Ahnherr, ein treuer Anhänger und durch seine Gemahlin Ida auch ein Verwandter des karolingischen Hauses, die siegende Idee jener Tage vertrat, während die unterliegende an Wittelinds Namen sich knüpfte. Jetzt war Dietrich in gewissem Sinne Ottos Vasall, die religiösen und patriotischen Interessen beider waren dieselben — aber dennoch mochte in den Sachsengauen, während die durch Karl den Großen geschaffenen politischen Verhältnisse in der Auflösung begriffen waren, mit dem Gedanken an jene Freiheitskämpfe sich etwas regen, das einer Parteinahme zwischen den beiden mächtigen Häusern ähnlich sah und ihr gutes Einvernehmen stören konnte. Eine Verbindung zwischen ihnen mußte somit notwendig erscheinen, selbst wenn keine Herzen sich bereit gefunden hätten, mit Freuden das Gebot der Klugheit zu erfüllen. Aber das Geschick hatte es besser im Sinn.

Das Gerücht von Mathildens Schönheit und Tugend war aus dem nahen Herford zu den Ohren Ottos und seiner Gemahlin Haduwich gelangt, und beide hatten beschlossen, daß sie und keine andere die Gattin des tapfern Heinrich werden sollte, wenn sie in Wirklichkeit ihrem Ruf entspreche. Allerdings war der junge Fürst bereits vermählt gewesen, aber die Kirche selbst hatte aus heute nicht mehr bekannten Gründen seine erste Ehe gelöst. So ward denn Graf Thietmar, Ottos Vasall und dereinst Heinrichs Erzieher, abgeschickt, damit er durch den Augenschein sich überzeuge, wie es um die Jungfrau stehe. Rasch vollführte dieser seinen Auftrag und nachdem er mit Hilfe der Frauen Mathildens Gelegenheit gefunden hatte ihre Erscheinung und ihr Wesen zu beobachten, ohne daß sie selbst darum wußte, kehrte er freudig zu seinem Herrn zurück. Daß die Erforene des trefflichsten Mannes würdig und wert sei eine Hoffnung der Völker zu heißen, das war die Antwort, die er brachte, und so zog denn Heinrich selbst auf Befehl des Vaters am folgenden Tage mit glänzendem Gefolge zur Werbung aus. In der Nähe des Klosters angelangt, hieß er die Seinen verziehen und näherte sich in unscheinbarem Gewand und von wenigen

begleitet der Pforte. Hier erblickte er zum erstenmal aus der Ferne Mathilde, wie sie, in einem der inneren Gemächer sitzend, in dem heiligen Buche las. Goldselige Sittsamkeit lag in ihrer Haltung und Kleidung und ein Glanz überirdischer Hoheit schien sie zu umleuchten. Im tiefsten Herzen ergriffen, kehrte Heinrich zu seinem Gefolge zurück, um gleich darauf in fürstlichem Schmuck und in seiner wahren Gestalt vor die Äbtissin zu treten und um die Hand der Enkelin zu bitten. Lange schwankte die würdige Frau; kannte sie doch den Willen der Eltern nicht und wußte sie doch, daß bereits andere Bewerber vorhanden waren; Heinrichs gefeierter Name und die aufrichtige Gesinnung, die er durch sein persönliches Erscheinen an den Tag gelegt, bestimmten endlich ihren Entschluß. Mathilde selbst, die von holder Scham erglühend seinen Wunsch vernahm, willigte ein, die Seine zu werden*) und, nachdem er auf dem Wege auch die Zustimmung der Eltern gewonnen, führte er in festlichem Zuge die schöne Braut in die heimischen Gauen. Von stattlichem Kriegsvolk unter Graf Thietmars Befehl umgeben, durchzog sie die sächsischen Ortschaften, bis sie nach Wallhausen gelangte, einer Besitzung der Liudolfinger, die noch heute im schönen Helmethal am Fuße des Kyffhäuserberges liegt. Hier ward die Vermählung mit königlicher Pracht gefeiert. Ort aber und zugehörige Ländereien schenkte Heinrich mit des Vaters Bewilligung seiner jungen Gattin als Morgengabe.

Im Jahre 909 hatte die Vermählung des Liudolfingers mit der schönen Jungfrau aus dem Immedingergeschlechte***) stattgefunden. Wie die eigene Tochter ward Mathilde fortan von dem greisen Sachsenfürsten gehalten, der noch den Tag erlebte, an dem man ihren Erstgeborenen in seine Arme legte. Ob er ahnte, als er dem Knäblein seinen eigenen Namen geben ließ, daß dieser berufen sei, die ererbte Macht seines Hauses zu der ersten der Welt und zu einem Hort der gesamten Christenheit zu erheben?

*) „Denn eine Frau läßt mit sich reden,“ sagt höchst naiv der ehrliche Bischof Thietmar von Merseburg.

**) Auch dieser Name kommt in den Quellen vor.

Acht Tage nach der Geburt des Enkels, am 30. November 912, verschied Otto der Erlauchte, nicht ohne einen freudigen Blick auf die Zukunft seines Geschlechtes, die nun nicht mehr bei zwei Augen allein stand. *) In seine Stelle als Herzog der Sachsen trat Heinrich, längst schon ihre Hoffnung und ihr Stolz. Auch für Mathilde begann jetzt eine neue bewegtere Zeit — keine Zeit der Ruhe und des stillen häuslichen Glückes mehr, wie sie ihr bis dahin beschieden gewesen war. Die Stürme, die Deutschlands Gaue seit Jahrzehnten durchtobten, waren nur wilder und verheerender geworden, seitdem der Franke Konrad es versucht hatte, die in den einzelnen Ländern hervortretenden volkstümlichen Gewalten von neuem unter das Joch eines unumschränkten Königtums zu beugen. Vor allem aber war Heinrich von Sachsen in dem Besitz der Rechte bedroht, die seine Väter und er selbst als die einzigen mannhaften Verteidiger deutschen Bodens in einer Epoche allgemeiner Schwäche erworben hatten. Seine Weigerung den willkürlichen Anordnungen des Königs nachzukommen führte einen wechselvollen Krieg herbei, der einen rechten friedlichen Abschluß erst mit Konrads Tode fand.

Über Mathilde ist uns aus dieser Zeit keine besondere Nachricht erhalten, nur die Geburt ihrer beiden Töchter, Gerberg und Hedwig, fällt noch vor das Jahr 918. Ohne Zweifel aber bewährten alle herrlichen Eigenschaften des Herzens und Geistes, die in den früheren wie in den folgenden Jahren an ihr gerühmt werden, sich auch in diesen Tagen der Unruhe. War sie mit ihrem Gatten doch nicht bloß durch das äußere Band verknüpft, sondern eins dem Geist und Herzen nach. Wie oft mag sie damals schon mit klugem Rat ihm beigestanden haben in den Stunden der Bedrängnis, wie oft, wenn er hinausgezogen war in die Gefahren des Kampfes, mit ihrem Gebet ihn begleitet haben, das sie zu keiner Stunde des Tages und der Nacht zu Gott emporzusenden ermüdete!

*) Heinrichs ältere Brüder waren nach dem Bericht Widukinds von Corvey bereits vor dem Vater gestorben.

Endlich aber ging die Zeit der ersten Prüfungen vorüber; Heinrich, der, von seines Volkes Liebe getragen, sich in den Rechten seines Hauses behauptet hatte, ward zum König erwählt. Konrad selbst hatte, einer hochherzigen Regung folgend, ihm die Zeichen der höchsten Würde übersandt, und der Mahnung ihres sterbenden Fürsten gehorsam, waren die Franken einmütig ihm zugefallen und hatten in Gemeinschaft mit den Sachsen zu Fritzlar ihm Treue geschworen.*) Aber die Krone des deutschen Reiches war mehr denn jemals eine Dornenkrone. Länger als ein Jahrzehnt hatte Heinrich zu kämpfen, hier mit dem Schwert, dort mit der Gewalt des veröhnlichen Wortes — erst mit den Herzögen deutscher Lande, dann mit Wenden und Ungarn; auch ein Kampf mit seinem eigenen Volke, das er, um die Schlachten der Befreiung vorzubereiten, zum Aufgeben lieber Gewohnheiten und zur Unterordnung unter Gesetze von eiserner Strenge zwingen mußte, blieb ihm nicht erspart. Er, den man einen Fürsten des Friedens genannt, gelangte selbst erst spät zum Frieden, in einer Zeit, wo sein Leben bereits zur Reife ging.

Was ihn aufrecht erhielt in den Stürmen und Sorgen, das war neben der Ruhe des guten Gewissens das ungetrübte Glück, das er im Besitz Mathildens fand. Ihre Tugenden glänzten in neuem Lichte, seit der höchste irdische Glanz sie umgab. Wohl erschien sie, wie es ihrem Range zutram, öffentlich im seidenen Gewand und mit Edelsteinen geschmückt, doch ihr Inneres barg ein köstlicheres Kleinod: ein Gott wohlgefälliges Herz. Und ein treues und starkes Herz war es zugleich, nicht nur in unererschütterlicher Liebe dem Gemahl ergeben, sondern auch bereit und fähig ihm eine Stütze zu sein

*) Ich kann mir nicht versagen, eine merkwürdige Stelle hier wörtlich mitzuteilen, die der Verfasser des älteren Mathildenlebens seinem Bericht über Heinrichs Wahl hinzufügt. „O Deutschland“ — so heißt es im vierten Kapitel — „sonst unter das Joch anderer Nationen gebeugt, nun aber strahlend im Glanze kaiserlicher Hoheit, halte fest an deinem König in treuer Liebe, stütze und hege ihn mit all deinen Kräften und höre nicht auf zu beten, daß nimmer ein Fürst aus jenem Hause dir fehlen möge, auf daß du nicht, von der Höhe deines Ruhmes gestürzt, zum alten Stande der Knechtschaft zurücksinken müßest!“

bei den Sorgen seines Amtes wie in den schweren Tagen des persönlichsten Lebens. Von gleich hoher Gesinnung, von gleichem felsenfesten Gottvertrauen, von gleicher Menschenliebe erfüllt wie er selbst, war Mathilde ihm alles, was das trefflichste Weib dem Manne zu sein vermag.

Aber auch Heinrich lohnte ihr mit gleicher Liebe und mit unwandelbarem Vertrauen. Was sie auch begann, er ließ sie gewähren, wußte er doch, daß ihr Thun nicht anders als beiden zum Segen gereichen könne. Was sie auch begehren mochte, er bewilligte es ihr, nicht nur an Gaben für die Dürftigen, sondern auch an Gnade und Nachsicht für jeden, der sich vergangen und dann die Fürsprache der Königin angefleht hatte. Es war seine Freude, daß kein Darbender anders als gesättigt, kein Trauernder anders als fröhlich von ihr scheide. Traf es sich aber trotzdem einmal, daß Recht und Gesetz unerbittlich die Bestrafung eines Verbrechers forderten, und hatte sie unerhört von seinem Antlitz gehen müssen, dann war sie aufs tiefste betrübt und kein Lächeln wollte so bald wieder auf ihre Lippen kommen. Und auch Heinrich entzog sich dann wohl der Beratung über den vorliegenden Fall, den versammelten Richtern es überlassend, das Todesurteil oder die Strafe des Kerkers auszusprechen und bewies durch die That, wie schmerzlich eine Pflicht ihm sei, die ihn zwingt der geliebten Gattin einen Wunsch zu versagen.

Um ihre Zukunft für alle Fälle zu sichern, namentlich aber um ihrem Triebe zum Wohlthun volle Genüge zu gewähren, fügte er ihrer Morgengabe im Jahre 928 neue und reichere Schenkungen hinzu. Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Gronau, Duderstadt, mit allen zugehörigen Liegenschaften, mit Zöllen und sonstigen Einkünften wurden ihr zum dauernden Eigentum überwiesen. Auch durch Gaben, die er in ihrem Namen Kirchen und Klöstern zuwandte, entsprach er ihren Wünschen im Geiste jener Tage, und wie er im Jahre 922 den Mönchen zu Neu-Corvey reiche Privilegien verlieh, so ließ er auf ihre Veranlassung später den Altar des h. Veit in derselben Abtei mit einem kostbaren Schmuck von Gold und Edelsteinen versehen.

Das Glück, das Mathilde in der Liebe ihres Gatten fand, ward erhöht durch die Freude an ihren Kindern. Noch zwei hatte sie ihm als Königin geboren, ihre Söhne Heinrich und Brun. Alle aber wuchsen sie auf unter ihrer Leitung, strahlend in Fülle der Schönheit und im reichsten Schmucke geistiger Begabung, sodaß sie bei ihrem Anblick aller Mutterjorgen und Mutterschmerzen vergaß. Frühe allerdings mußte sie ihre älteste Tochter Gerberge fremden Händen überlassen, als diese die Gemahlin des Herzogs Giselbert von Lothringen ward, aber Heinrich, ihr Gemahl, hatte den jungen Fürsten, der eine Zeitlang sein Gefangener gewesen war, lieb gewonnen, genug für Mathilde, um mit ruhigem Vertrauen auf die Zukunft ihres Kindes zu blicken. Für die Verlorene aber, wie für den jüngsten Sohn, der zum geistlichen Stande bestimmt und zu derselben Zeit der Obhut des Bischofs Baldrich von Utrecht übergeben worden war, fand sie Ersatz in der lieblichen Editha, mit der Heinrich seinen Erstgeborenen nach dem glänzenden Siege bei Lenzen vermählt hatte.

So war es ein schöner und blühender Kreis, der das edle Königspaar umgab. Doch nicht lange sollte er in seinem Frieden bestehen: an dem heiteren Himmel stieg die Wolke des Todes herauf. König Heinrich war kaum über die besten Mannesjahre hinaus, aber die gewaltigen Anstrengungen hatten frühe seine Kraft untergraben. Auf einer Jagd, die er bei seiner Burg Bodfelden abhielt, mochte er die schon angegriffene Gesundheit zu wenig geschont haben und, schwer erkrankt, fühlte er, daß ihm nur eine kurze Spanne des Lebens noch übrig sei. Eine Frist scheinbarer Erholung benutzte er, um nach Erfurt zu reisen und dort die allgemeinen Angelegenheiten, besonders die Nachfolge im Reiche, zu ordnen, die, seinem Wunsche gemäß, seinem ältesten Sohne Otto von den versammelten Fürsten zuerkannt ward. Daneben beschäftigte ihn die Vollendung eines Planes, den er in den letzten Jahren seiner Regierung gefaßt und zu dem wahrscheinlich Mathilde die Veranlassung gegeben hatte. Es galt den Bau eines Klosters bei der Stadt Quedlinburg, die schon damals ein Lieblingsaufenthalt der Königin und

ihr zum Witwenſitz erſehen war. Bereits war die Stelle dazu auf einer dem Orte benachbarten Anhöhe beſtimmt, nur die Bewohnerinnen waren noch nicht gewonnen, da die Äbtiffin des nahen Stifts Wendhaufen ihre Zuſtimmung zu der beabſichtigten Überſiedelung ihres Konvents verweigerte, obwohl er ſich dort in dürftiger Lage befand und die Eltern der vornehmen Geſchlechtern angehörhenden Nonnen ſelbſt den Wechſel des Aufenthalts wünſchten. In Erfurt erlangte der König endlich die Einwilligung der Vorſteherin Diemoth, die er um ſo dringender begehrt hatte, als auch Mathilde die Angelegenheit auf dieſe Weiſe geordnet zu ſehen wünſchte.*)

Nach Vollendung dieſer letzten irdiſchen Geſchäfte war Heinrich mit wenigen ſeiner Getreuen nach der Pfalz Memleben im Anſtrutthale gegangen. Hier fühlte er bald, daß ſeine Stunde nahe ſei und ſo rief er noch einmal ſeine Gattin zu ſich und redete lange im geheimen mit ihr, um zuletzt die Worte des Abſchieds ihr zu ſagen: „Mein treues, mein geliebtes Weib, ich danke meinem Herrn Chriſtus, daß deine Hand es iſt, die mir das Auge zudrücken wird. Denn niemals fand jemand eine rechtſchaffenerere, in jeder Tugend erprobtere Gattin. Laß darum meine Lippe dir danken, daß du ſo oft mich im Zorne beſänftigt, in allen Dingen mir nützlichen Rat gegeben, mich oft von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit zurückgeführt und unabläſſig gemahnt haſt, daß den Armen und Unterdrückten Mitleid widerfahre. Gott und den Bitten ſeiner Auserwählten empfehle ich dich und unſre Kinder, wie auch meine Seele, die nun von dieſem Leibe ſcheiden muß!“ Auch Mathilde dankte ihm tiefbewegt für alle ſeine Liebe und begab ſich dann in die nahe Kirche, um im Gebete Kraft zu finden für die letzten ſchweren Augenblicke. Ehe ſie aber zurückgekehrt war, drangen die lauten Klagen des Volkes draußen an ihr Ohr, die ihr meldeten, daß Heinrich verſchieden ſei. Schmerzergriſſen, aber gefaßt, ſtand

*) Diemoth verſuchte allerdings nach dem Tode des Königs noch einmal Widerſpruch zu erheben, doch Mathilde beſtand auf ihrem Willen und ihrem Recht, in dem ſie von ihrem Sohne Otto kräftig geſchützt ward.

sie auf; zwei goldene Spangen riß sie von ihrem Arm, sie dem bietend, der die erste Messe für den Verstorbenen lesen werde. Es fand sich aber ein Priester, Namens Adeldag, der noch keine Speise an diesem Tage zu sich genommen hatte und so imstande war, die fromme Pflicht zu erfüllen. Niemals hat Mathilde ihm diesen Liebesdienst vergessen. *)

Hierauf begab sie sich nach dem Gemach des Königs zurück, wo sie ihre beiden ältesten Söhne und die sächsischen Vornehmen, die ihm nach Memleben gefolgt waren, in tiefer Betrübniß fand. Stumm sank sie zu den Füßen des Toten nieder und weinte lange bitterlich. Bald aber erhob sie sich von neuem in der ganzen Kraft ihres Geistes, der auch im schwersten Leid weder sich selbst, noch den Glauben an den göttlichen Beistand verlor, und zu ihren Kindern sich wendend, sprach sie: „Meine teuersten Söhne, gedenket fleißig an diese Stunde. Fürchtet Gott und ehret ihn zu allen Zeiten, der Macht hat, solches zu thun!“ Es war am 2. Juli des Jahres 936, als Deutschland seinen großen König, Mathilde den treuesten und besten Gatten verlor.

Ein neues Leben begann nun für sie, ärmer zwar an irdischer Freude, aber darum nicht minder gesegnet für Zeit und Ewigkeit. Hatte man vorher von ihr gesagt, daß ihre Tugend die Krone fleckenloser Heiligkeit ihr erwerben müsse, so fand dieses Wort nun erst seine vollste Geltung. War sie vorher von Herzen demüthig gewesen — um so mehr, je höherer irdischer Glanz sie umleuchtete — so besaß sie fortan keinen eigenen Wunsch und Willen mehr; der göttliche Wille war auch der ihre. War aufrichtige Frömmigkeit auch früher ein Grundzug ihres Wesens, so wandte sie sich jetzt ausschließlich dem Ewigen zu und ihre Gedanken standen allezeit vor dem Angesicht ihres Herrn und Meisters. Hatte sie sonst Liebe gehegt und geübt, so war diese Liebe nun eine noch selbstlosere und hingebendere geworden und umfaßte die ganze leidende und bedürftige Mensch-

*) Auf ihre Veranlassung berief ihn Otto I. noch in demselben Jahre auf den Hamburger Erzbischofsitz, wo er lange eine Zierde im Kreise der trefflichen Geistlichen jener Epoche war.

heit. Der Friede, der schon aus ihren Zügen sprach, trat hervor in der Fassung, die sie in Leid und Freude bewährte; sie war bereit zu dulden und zu vergeben, streng nur gegen sich, aber mild gegen andere, vorsichtig im Urtheil, friedfertig und gerecht.

Wie rein diese Gesinnungen waren, erhellt schon aus der Sorgfalt, mit der sie beflissen war, sie vor den Augen der Welt zu verbergen oder doch ihre äußeren Zeichen zu vermeiden. Auch als Witwe erschien sie gern in einer Kleidung, wie sie einer großen Königin geziemte.*) Zum Gebet verwandte sie, da ihre Natur wenigen Schlafes bedurfte, die Stunden der Nacht; heimlich, nur von einer Vertrauten begleitet, stahl sie sich aus dem Kreise ihrer Frauen, die sie schlummernd wähten, hinweg, um in der Stille des Gotteshauses ihre Andacht zu verrichten. Was sie aber nicht verbergen konnte, was laut und offen von ihrem Ruhme redete, das war die Lauterkeit ihres Wandels und die Treue ihres Wirkens.

Zu wirken, mit allen Kräften und unermüdetlich, das war in der That die Aufgabe, die Mathilde sich gestellt hatte. Eine Frömmigkeit, die sich am Händefalten genügen ließ, widersprach ihrem innersten Wesen. Wohl hatte sie Anstalten ins Leben gerufen, deren nächster Zweck die Ausübung religiöser Obliegenheiten war, aber ihre Klöster zu Quedlinburg, Pöhlde und andern Orten sollten in noch allgemeinerem Sinne Pflanzstätten geistigen Lebens für die Gaue des Sachsenlandes werden. Darum verband sie mit jedem eine Schule, in denen zunächst die Töchter der vornehmen Geschlechter unterrichtet wurden; denn mit Vorliebe wählte sie Jungfrauen aus edlem Stamm zu diesem Zwecke aus, da sie bei ihnen — in jener Zeit gewiß mit Recht — auch eine größere Bildsamkeit des Herzens und Verstandes voraussetzte. Sie selbst machte es sich zur Pflicht, den Unterrichtsstunden regelmäßig beizuwohnen, und nichts war

*) Ihrem mönchischen Biographen gilt das natürlich als ein Vergehen, während der treffliche Widukind ein weit feineres Gefühl an den Tag legt, indem er rühmend sagt, sie sei voll Demut im Herzen gewesen, aber wie eine Königin habe sie inmitten des Volkes gesessen.

ihr eine größere Freude, als die Fortschritte jeder einzelnen Schülerin zu beobachten. Neben der geistigen Thätigkeit gingen die Arbeiten gemeinen Nutzens ununterbrochen einher. Für die Haushaltung mußte gesorgt werden, ebenso wie für die Stoffe zu den Gewändern, die Mathilde täglich an die Dürftigen vertheilte. Sie selbst aber gab nach beiden Seiten hin das beste Beispiel und weniger als andern hätte sie sich den Müßiggang verziehen. Nur an Festtagen unterblieb die gewöhnliche Beschäftigung und an ihre Stelle trat ausschließlich das Lesen der heiligen Schriften, wobei sie bald selbst Vortragende, bald Hörerin war, und immer von neuem die Forderungen des göttlichen Wortes ihrem Gedächtnis einprägte. Die Werkeltage dagegen galten ihr als solche im vollsten Sinne und da sie einen Teil der Nacht dem Gebete widmete, konnte sie in der eigentlichen Zeit des Wachens um so rüstiger schaffen mit Nadel und Spule. Gesah es aber, daß sie durch Besuche oder durch das Gespräch mit denen, die unaufhörlich ihren Rat und Trost begehrten, an ihren häuslichen Pflichten gehindert worden war, so benutzte sie doch noch die zum Mahl bestimmte Stunde und berührte keine Speise, bevor sie nicht irgend etwas mit ihren Händen vollbracht hatte.

Treu im Kleinen zu sein, jenes selten begriffene Geheimnis der Sittlichkeit, Mathilde hat es verstanden und geübt.

Einen wahrhaft erhabenen Charakter endlich trägt ihre Wohlthätigkeit, nicht der Menge und Kostbarkeit ihrer Gaben, sondern der Selbstverleugnung wegen, die sie bewährte, wie der Umsicht halber, mit der sie nicht allein vor Augen Liegendes erkannte, sondern Geboten der Menschenliebe gerecht ward, die nur einem erleuchteten Blick sich als solche darstellen konnten. Daß sie täglich zweimal die Armen speiste und kleidete, war eine Handlung von zweifelhaftem Verdienst, so lange ihre Reichthümer sie zu keiner opfervollen, die klösterlichen, auf der Kirchenlehre von der Werkgerechtigkeit beruhenden Gewohnheiten zu einer selbstverständlichen machten. Daß sie den Kranken, die nicht selbst vor ihr erscheinen konnten, die besten Speisen von ihrer eigenen Tafel sandte; daß sie nicht der Menschen allein,

sondern auch der vernunftlosen Kreaturen gedachte, und wie dem Hausgeflügel, so den Vögeln des Waldes, deren Gesang sie erfreute, Futter streuen hieß, war ein liebenswürdiger Zug ihres Wesens, der indessen jenes Verdienst nicht sonderlich erhöhen konnte. Daß sie aber mit eigener Hand Mägdedienste an den Elenden verrichtete, für die sie an jedem Sonnabend — dem insonderheit Pflichten der Liebe geweihten Sterbetage ihres Gatten — Bäder bereiten ließ, und daß sie auch dieses Samariterwerk in geräuschloser Stille übte, ist ein glänzendes Zeugnis dafür, daß sie das Gute um des Guten willen that, um so mehr als, die in solcher Weise sich demüthigte, den mächtigsten Fürsten der Erde zum Sohne hatte. Und höher noch als diese freiwillige Erniedrigung stellt sie die Art, wie sie den Aufenthalt und Verkehr in den umliegenden Gauen auch für den Fremden, den Wandersmann und den Pilger, zu einem sichern und gefahrlosen zu machen bestrebt war. Unaufhörlich loderten auf ihren Befehl gastliche Flammen an bestimmten Stellen, damit der Frierende sich erwärmen könne, der im Dunkel der Nacht in den Wäldern Irrende an ihrem Schein eine sichere Leuchte habe. Täglich sandte sie hinaus auf die Straßen und Pfade, um zu erfahren, ob jemand ihrer Hilfe bedürfe. Auf den Reisen, die sie selbst von einem Ort zum andern unternahm, führte sie nicht bloß Kerzen für die Heiligtümer mit sich, sondern reiche Vorräte an Speise und Trank, um zu erquicken, wen sie verschmachtet am Wege fand. So ward ihr Name gesegnet nah und fern; die Stätte, die sie betrat, war geheiligter Boden, das Asyl der Leidenden und Bedrängten. Aus der Wildnis der Forsten ragten, wie Burgen himmlischen Friedens, ihre Klöster empor; im Dunkel und in den Stürmen der Zeit hielt ihre Hand die Fackel der Gesittung, eine Hoffnung den lebenden, einen Morgenstern kommenden Geschlechtern.

Minder glücklich, aber auch minder rein, als in ihrem menschenfreundlichen, entagungsvollen Wirken, war Mathilde in den Beziehungen zu ihrer Familie. Es muß hier eines Schattens gedacht werden, fast des einzigen auf dem Charakter dieser ausgezeichneten Frau. Ihr Herz war ungerecht gegen

den ältesten und größten ihrer Söhne; ja sie hatte sogar ihren Gemahl zu bestimmen gesucht, daß er nicht diesem, sondern ihrem Liebling Heinrich die Krone bei seinem Scheiden hinterlasse. Freilich verkannte sie Ottos treffliche Eigenschaften nicht und ihre Parteilichkeit selbst hatte einen Grund, der zu echt weiblich war, als daß er nicht ihr Unrecht verzeihlich erscheinen ließe: war doch ihr Zweitgeborener fast in allen Stücken das Ebenbild des geliebten Gatten, ihm ähnlich nicht nur an körperlicher Schönheit, durch die er alle Jünglinge des Sachsenlandes überragte, sondern bis auf die eigenartigsten Züge seines Wesens herab. Trotzdem aber und obwohl sie mit redlichem Gefühl nach erfolgter Wahl für den rechtmäßigen König eintrat, entfremdete sich Mathilde nicht nur diesen für lange Zeit, sondern sie trug auch einen Teil der Schuld an der traurigen Verwirrung, in die das Land und die Gemüter durch Heinrichs maßlosen Ehrgeiz gestürzt wurden. Dafür mußte sie erleben, daß der Sohn, dem zuliebe sie mit ihrem Gewissen in Zwiespalt geraten war, sich in der undankbarsten Weise gegen sie vergaß, wie denn die göttliche Gerechtigkeit stets mit dem zu züchtigen pflegt, womit ein jeder gesündigt hat. Kurze Zeit nämlich nach seiner Thronbesteigung war Otto von boshaften Menschen, die mit scheelem Blick auf die hochherzige Milde der verwitweten Königin sahen, zu dem Glauben verleitet worden, sie habe ihm einen großen, von seinem Vater Heinrich stammenden Schatz vorenthalten und verschwende ihn nun an Bettler und Mönche. Als Mathilde dieser unwürdigen Verleumdung entgegentrat, ließen ihre beiden Söhne sie von Horchern und Rundschaftern beobachten und kränkten sie so sichtlich und offenbar, daß sie endlich alle Besitzungen, die ihr Gemahl ihr hinterlassen hatte, aufgab und auf ihr väterliches Erbgut nach Enger zurückkehrte. Am tiefsten schmerzte sie Heinrichs Verhalten, aber in schweigender Geduld ertrug sie die Prüfung, indem sie mit christlicher Demut und ungeschwächter Mutterliebe die eigene Schuld dem Vergehen der Söhne entgegenhielt.

Zugleich aber mußte sie Zeugin sein, wie ein Sturm ihr Haus durchzog, der es erschütterte von der Grundmauer bis

zum Gipfel. Alle die Geliebten, die sie mit Schmerzen geboren, mit hingebender Treue erzogen hatte, wurden durch ein finsternes Geschick nicht äußerlich nur, sondern mit den tiefsten Wurzeln des Wesens getrennt. Heinrich erhob sich gegen Otto zu blutigem Kampfe; überwunden und mit Großmut behandelt, schloß er ihm den Mordstahl in der Stadt, die der Mutter Liebe geheiligt hatte, wo des Vaters Geist trauernd schwebte über der entweihten Gruft! Herzog Giselbert von Lothringen, der Gemahl Gerbergs, empörte sich wie Heinrich und in Gemeinschaft mit ihm gegen den König und fand im Aufruhr ein gewaltfames Ende. Noch in demselben Jahre vermählte sich König Ludwig von Frankreich mit seiner Witwe, um sich anfangs ihrem Bruder nicht minder feindlich zu erweisen, als ihr erster Gatte es gethan. Als er endlich Frieden mit ihm suchte, geschah es, weil ein anderer Schwager, Herzog Hugo von Franzen — seit 938 mit Ottos jüngerer Schwester vermählt — ihm ärgeres Leid zufügte, als der deutsche König ihm jemals zu thun gedacht oder gewünscht hatte. Mühsam nur gelang es diesem, die Widerstrebenden durch Edelmut zu gewinnen, wie die Gewalt seines Armes sie zur Unterwerfung gezwungen hatte, und die zerrissenen Bande der Herzen von neuem zu knüpfen.

Die fromme Editha — gleichfalls eine jener Frauen, deren Name dem Deutschen heilig sein soll — führte endlich auch eine Versöhnung mit der Mutter herbei und Otto, den die ernsten Tage geläutert hatten, erbat und erhielt die Verzeihung der Gefränkten. Mit Ehren geleitete er sie wieder an die Stätten ihrer Liebe und Sorge zurück. Auch Heinrich folgte dem Beispiel des Bruders und Friede war fortan in dem vielgeprüften Hause.

Doch die Jahre schwanden und ihnen nach schritt der Tod. Zuerst freilich knickte er die jungen Blüten, denen die Sonne des Lebens noch für lange zu leuchten schien. Im Januar 946 starb Editha, die der Mutter ihres Gemahls eine so treue Tochter gewesen war; das folgende Jahrzehnt sah ihre Kinder scheiden: Liudgard, die Gemahlin Herzog Konrads von Franken, und Liudolf, der durch seine Empörung zwar noch einmal bitteres

Leid über die königliche Familie gebracht hatte, aber doch gar schöne Hoffnungen mit sich ins Grab nahm. Näher aber als alle diese Verluste ging der Königin ihres Sohnes Heinrich Ende. Sie war ihrer zärtlichen Gesinnung gegen ihn treu geblieben, und wie sie in den Tagen, wo er ihrem Herzen das herbste Leid zugefügt, niemals ein Wort des Vorwurfs gegen ihn hören wollte, so hatte sie auch nachher noch immer für ihn ein besonderes Maß der Liebe, ein um so größeres vielleicht, als sein in späteren Jahren schroffer hervortretender Stolz die Gemüter der Menschen ihm verschloß.*) Sein Bruder Otto hatte ihn auf die Bitte der Mutter zum Herzog in Bayern ernannt und als solcher starb er in der Fülle der Kraft am 1. November des Jahres 955. Die Boten, die nach Quedlinburg geschickt wurden, um Mathilden die Nachricht zu überbringen, wagten lange nicht vor ihr Antlitz zu treten. Als sie endlich den verhängnisvollen Brief gelesen hatte, war ihr Schmerz unbeschreiblich und länger als sonst währte es, ehe sie die Fassung in der Kraft ihres Geistes und im Gebete wiederfand. Weinend sank sie dann an der Ruhestätte ihres Gemahls nieder und sprach: „O mein teurer Herr, wie viel glücklicher bist du doch als ich, daß du diesen bittren Tag nicht gesehen hast!“ Seit jener Stunde legte sie nie wieder das Trauerkleid ab; auch den Gesang weltlicher

*) Es ist bezeichnend, daß selbst der so parteiische Verfasser des älteren Mathildenlebens nur seine Tapferkeit, seinen Verstand und seine Schönheit zu rühmen weiß, von großen Eigenschaften des Herzens aber schweigt. Widukind, der sich wohl die meiste Unbefangtheit bewahrt hat, läßt gleichfalls seinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren, sagt aber ausdrücklich, daß er denen, die ihn nicht näher gekannt, als „ungütig“ habe erscheinen müssen. Die Gewalt, die er in der Jugend über alle Gemüter besessen, schreibt auch er der wunderbaren Schönheit Heinrichs zu. Auch Thietmar weiß von seiner Herzenshärte zu berichten. Andererseits muß mit der politischen Urteilslosigkeit des letzteren gerechnet werden, vor allem aber mit der unleugbaren Vorliebe Mathildens für ihren Sohn, die unmöglich auf bloß glänzende Eigenschaften sich stützen konnte. Heinrich war offenbar vorwiegend Verstandesmensch, aber Härte und düstere Verschlossenheit waren die Folge seiner stürmischen Jugendtage, vielleicht auch der inneren Unruhe, die das Bewußtsein der an seinem edlen Bruder begangenen Frevel ihm bereiten mußte.

Lieder, an denen sie sich sonst erfreut hatte, wollte sie nicht mehr hören.

Schön aber und wohlthuend hatte sich seither das Verhältnis zwischen Mathilde und Otto gestaltet, und da das Schicksal es nicht vor der Zeit störte, ward es das fruchtbarste, wie es allezeit das natürlichste und berechtigteste gewesen wäre. Wer hätte auch mehr die Freundschaft einer solchen Mutter verdient, als dieser herrliche Sohn? Beide verstanden sie einander nun völlig; ihre Anschauungen, die auf dem gleichen Grunde der Gottesfurcht und der Menschenliebe ruhten, begegneten sich in kirchlichen wie in politischen Dingen. Bei vielen geistlichen Stiftungen des Königs und Kaisers tritt uns der Name Mathildens, als der eigentlichen Urheberin, entgegen. Von allen wichtigen Begebenheiten, die im Reiche stattfanden, setzte er sie in Kenntnis, oft durch weither entsandte Boten. Auch in den persönlichsten Angelegenheiten war die Mutter seinem Herzen gegenwärtig und genoß sein Vertrauen. Der Tochter, die seine zweite Gemahlin Adelheid ihm geboren, gab er den Namen Mathilde*) und sandte sie zeitig nach Quedlinburg, damit sie dort erzogen und dereinst in die Gemeinschaft der Nonnen aufgenommen werde.

Mit leiblichen Augen freilich sahen sie sich nicht häufig mehr, namentlich seitdem die immer lebhafter gewordenen Beziehungen des deutschen Reichs zu Italien Ottos häufige Anwesenheit in diesem Lande notwendig machten. Aber noch ein Tag gemeinsamer Freude sollte ihnen beschieden sein. In Köln am Rhein war es — seit 953 dem Erzbischofsitz des weisen Brun, der stets die treueste Stütze seines königlichen Bruders geblieben war — wo die noch lebenden Mitglieder des erlauchten Hauses zu festlicher Zusammenkunft in den Pfingsttagen des Jahres 965 sich vereinigten. Dorthin zog Mathilde mit ihrem Enkel Otto, den der Vater ihrer Hut vor seinem letzten

*) Auch in den andern Zweigen ihres Hauses pflanzte sich der Name Mathildens wie der einer Heiligen und Schutzpatronin fort. So hießen nach ihr Gerbergs Tochter und Enkelin.

Zuge über die Alpen anvertraut hatte und dessen obengenannter Schwester, begleitet auch von dem jugendlichen Heinrich von Bayern, der hinterlassenen Waise ihres verstorbenen Liebings. Im Glanze der Kaiserwürde aber, die er drei Jahre zuvor gewonnen und nun nach schweren Kämpfen auf seinen Schultern befestigt hatte, und doch mit der vollsten Ehrfurcht kindlicher Liebe trat ihr der große Sohn entgegen, der längst alle Pläne und Hoffnungen, die sie in ihrem Herzen hegen gekonnt, erfüllt hatte und an dessen Herrlichkeit ihr sinkendes Alter sich sonnen durfte. Auch die Königin Gerberg kam mit ihrem Sohne Lothar von jenseits des Rheines, und an der Spitze der übrigen durch Bande des Bluts oder der Freundschaft ihr Verbundenen erschien Erzbischof Wilhelm von Mainz, der älteste Sohn des Kaisers.*) Die Erinnerung an eine Vergangenheit, die reich an Mühen, aber auch an Erfolgen gewesen war, die gemeinsame Liebe zur Tugend und zum Vaterlande verband alle diese Herzen; die Gewißheit, daß, was mehr als ein Geschlecht**) unter Gottes Beistand geschaffen, nicht untergehen werde im Lauf der Zeiten, erfüllte sie mit einem seligen Frieden.

Freilich mochte auch in den hellen Sonnenschein dieser Tage mancher leise Schatten fallen und bald brach für Mathilde eine Nacht herein, die nicht mehr enden sollte, wenigstens für diese Welt. Gerberg war schon seit einer Reihe von Jahren zum zweitenmale Witwe und ihre und ihrer Kinder Stellung in dem zusammenbrechenden Reiche der fränkischen Karolinger war eine ewig unsichere, fast hoffnungslose. Auch Hugo, der Gemahl Hedwigs, war im Jahre 956 gestorben, sie selbst vielleicht schon damals nicht mehr unter den Lebenden. Ein härterer Schlag traf das kaiserliche Haus wenige Monde nach dem Kölner Fest. Otto hatte seine Mutter, von der zu scheiden ihm diesmal besonders schwer fiel, nach Sachsen begleitet, und hier ereilte sie die Kunde von dem Hingang des edlen Brum.

*) Ihn von einer vornehmen Wendin noch vor seiner Vermählung mit Editha geboren und an Geisteskraft und Frömmigkeit des Vaters wert.

**) Mathilde sah in ihrem 954 geborenen Urenkel Otto, Lindolfs Sohn, die vierte Generation heranblühen.

Noch im Jahre 965 war er dem Werke des Friedens, das er so lange in Reich und Kirche gefördert hatte, entrissen worden.

So trat denn abermals der Tod an Mathilde heran und erinnerte sie, daß auch ihr Lebensende nahe sei. Bedeutsamer als sonst erschien ihr diese Mahnung, und sie schickte sich an ihr Haus zu bestellen. Ihre letzten irdischen Sorgen befahl sie dem Sohne, der nach seiner Rückkehr aus Lothringen, wohin der Tod des Bruders ihn gerufen, noch einige Tage mit ihr in Nordhausen verlebte. In dieser Stadt, ihr besonders teuer, weil Gerberg und Herzog Heinrich dort das Licht der Welt erblickt hatten, war schon einige Jahre zuvor mit dem Bau eines neuen Klosters begonnen worden, aber der karge Rest ihrer Habe, mit dem sie es auszustatten gedachte, reichte nicht zu einer würdigen Durchführung ihrer großen Zwecke hin. Der Kaiser, bereit wie immer, das Werk der Kultur und was derselben diene zu fördern, tröstete die Mutter, indem er nicht nur ihre Schenkungen bestätigte, sondern auch von dem Seinen hinzufügte, so viel Not that. Auch eine andere Freude hatte er in dieser Zeit ihr bereitet, indem er seine einzige Tochter Mathilde, die berufen war, dereinst im Geiste der Altermutter eine Hüterin des Glaubens und der Gesittung zu werden, unter großen Feierlichkeiten zur Äbtissin des Quedlinburger Stiftes hatte weihen lassen.

Dann aber schlug die Stunde des Abschieds. Noch einmal hörten sie zusammen die Messe in der Kirche zu Nordhausen, indem beide die Trauer des Herzens unter äußerer Geßafttheit verbargen. Vor der Thür aber, wo das Gefolge schon seines Herrn wartete, fielen sie sich weinend in die Arme; dann bestieg der Kaiser das Roß, während Mathilde nach dem Innern der Kirche zurückkehrte und, dort an der Stelle niedersinkend, wo ihr Sohn während des Gottesdienstes gestanden hatte, sie mit ihren Thränen und Küßen bedeckte. Als man Otto davon in Kenntniß setzte, kehrte er tief ergriffen noch einmal zurück und die Mutter emporrichtend, fragte er sie, womit er diesen Beweis der Liebe ihr vergelten könne. Sie sah ihn an und küßte ihn — dann nach wenigen trauervollen Worten hieß sie

selbst ihn scheiden. „Was hilft es zu zaudern?“ — sprach sie — „je länger wir einander sehen, um so herber machen wir uns den Schmerz. Geh' in Gottes Frieden — mein Antlitz aber wirfst du im sterblichen Leibe nicht mehr schauen!“

Otto ging wieder nach Italien, Mathilde aber verlebte dieses und das folgende Jahr in gewohnter Thätigkeit, obwohl sie deutlich die Abnahme ihrer Kräfte verspürte. Schwer erkrankt, durchzog sie dennoch die sächsischen Lande und besuchte alle Stätten ihrer frommen Liebe; es galt einen letzten Blick auf ihre blühende Schöpfung, ein letztes Wort des Segens an ihre Jüglinge und Getreuen. Nordhausen bildete den Schlußpunkt der Reise; von da wandte sie sich, begleitet von ihrer Vertrauten Richburg, die sie kurz zuvor als Äbtissin des neuen Stiftes eingesetzt hatte, nach Quedlinburg, denn an dem Orte, wo sie an König Heinrichs Seite das Grab sich erlesen, wollte sie auch aus dem Leben scheiden.

In den letzten Tagen des Jahres 967 war die greise Fürstin in der Stadt des h. Servatius*) angekommen. Unmittelbar nachher erkrankte sie von neuem und ward zusehends schwächer. Sie rief nun nochmals die treue Richburg an ihr Lager und übergab ihr das Letzte, was sie an Kleinodien und an Geld besaß, um es an ihre Diener, an die Kirchen und die Armen zu verteilen. Draußen aber vor den Thoren stand in dichten Scharen das Volk, bange harrend, wie es mit seiner geliebten Herrin, seiner treuen Mutter enden werde.

Indes kam Erzbischof Wilhelm, der in Ausübung reichsamtlicher Pflichten — als Vertreter seines kaiserlichen Vaters — zufällig in der Gegend anwesend war, nach Quedlinburg, um mit Wort und That der Sterbenden nahe zu sein. Mathilde empfing auch das Abendmahl aus seinen Händen, da aber die Stunde der Auflösung sich zu verzögern schien, nahm Wilhelm Abschied von der Großmutter. Sie forderte noch eine Gabe,

*) Der Name dieses Schutzpatrons scheint allerdings erst seit Beginn des 11. Jahrhunderts zu allgemeiner Geltung gelangt zu sein. Die älteren Quellen bezeichnen wenigstens die königliche Begräbniskirche mit den Namen des Petrus und Stephanus, oder dem des heil. Petrus allein.

um sie dem Enkel als Zeichen ihrer Liebe mit auf den Weg zu geben, und als ihr bemerkt ward, daß sie nichts mehr besitze, da alles unter die Armen verteilt sei, hieß sie ihm die Decken reichen, die zu ihrem Begräbnis beiseite gelegt worden waren. „Denn“ — fügte sie hinzu, wie von plötzlicher Ahnung erfaßt — „er wird ihrer eher bedürfen als ich. Geht's aber mit mir zum Ende, dann kann es leicht geschehen, wie das Sprichwort sagt: Hochzeitskleid und Totenhemde finden die Angehörigen!“

Wilhelm starb in der That völlig unerwartet nach wenigen Tagen in dem nahen Radulferode. *) Die Boten, die das traurige Ereignis in der Stadt melden sollten, fanden Mathilde noch am Leben; als man aber zögerte, ihr die Nachricht mitzuteilen, sagte die Sterbende, unter Thränen lächelnd: „Warum wollt ihr mich täuschen? Ich weiß, Bischof Wilhelm ist tot, aber meine Krankheit bedurfte kaum dieses letzten Schlages. Lasset denn die Glocken läuten und den Armen Almosen reichen, damit sie zu Gott für seine Seele beten.“

Erst zwölf Tage später ging auch Mathilde zu der ersehnten Ruhe ein. Kurz vor dem Scheiden ließ sie noch die Thür ihres Gemaches öffnen, damit es jedem der Draußenstehenden möglich sei, sie noch einmal zu sehen und den letzten Gruß von ihren Lippen zu hören. Auch ihre Enkelin, der sie nicht länger eine fromme und sorgsame Führerin sein konnte, ermahnte sie mit herzlichen Worten, allezeit der Tugend und den Pflichten ihres Amtes getreu zu sein, und dann zu denen, die sie jammernd umstanden, gekehrt, sagte sie: „Trauert nicht, sondern richtet eure Hoffnung auf den Herrn!“

Blick und Hände zum Himmel gewendet, erwartete sie den Tod. Kurz vor seinem Eintreten aber ließ sie sich auf eine härene Decke niederlegen, die am Boden ausgebreitet war, und mit der letzten Kraft ein wenig Asche auf ihr Haupt streuend, flüsterte sie: „So und nicht anders ziemt es dem Christen zu sterben!“ Als sie das Auge schloß, war es um die neunte Stunde eines Sonnabends, des 14. März 968. Der Wochen-

*) Am 2. März 968.

tag war derselbe, an dem auch ihr Gatte einst verschieden war und an dem sie sonst den Bedürftigen besonders reiche Gaben zu spenden pflegte.

Eine golddurchwirkte Decke, die Königin Gerberg der Mutter als Geschenk übersandte, kam noch rechtzeitig zu ihrem Begräbnis, und so erfüllte sich, was sie ihrem Enkel beim Abschied gesagt hatte. In der Basilika des h. Servatius ward sie dann an der Seite Dessen eingesenkt, den sie bei seinem Leben durch ihre Liebe beglückt und dem sie mehr denn dreißig Jahre hindurch das treueste Andenken bewahrt hatte.

Tief betrauerte Kaiser Otto die Mutter; was er in ihr verlor, konnte alle Macht und Größe seiner Herrschaft ihm nicht ersetzen. Die Welt mischte in ihre Klagen die Bewunderung für die Heimgegangene, „deren strahlende Tugend zu schildern der arme Menscheng Geist viel zu klein und zu schwach sich dünken müsse“. Die Kirche erhob sie unter ihre Heiligen, und wir, die wir an keine Heiligen mehr glauben, haben allezeit in ihr das Vorbild einer deutschen Fürstin und deutschen Frau zu verehren.

2. Kaiserin Adelheid.

(931—999.)

Seitdem das alte deutsche Reich zu neuem und, allen äußeren und inneren Feinden zum Troß, hoffentlich recht langem und gesegnetem Leben erwacht ist, kehrt der Blick besonders gern in die längst entschwundene Zeit zurück, in der es zum erstenmal gewaltig und machtvoll im Räte der Völker sich erhob. Alle Erscheinungen jener denkwürdigen Epoche haben den Reiz frischester Jugend gewonnen, jede große Gestalt aber tritt zugleich in ein neues bedeutungsvolles Licht. Und wie die Stürme der jüngsten nationalen Vergangenheit an die schmerzvollen Wehen erinnern, unter denen neun Jahrhunderte früher die germanische Herrlichkeit geboren ward, so mahnen in oft wunderbarer Weise Persönlichkeiten unserer Tage an die ersten Ver-

treter des vaterländischen Gedankens. Eine geistvolle und fromme Fürstin waltete noch vor wenigen Jahren segensvoll im neuen Reiche und in den Grenzen ihrer natürlichen Stellung über ihm; die gleichen Eigenschaften zierten die erlauchte Frau, die als erste unter allen die Krone deutscher Kaiserinnen trug.

Um das Jahr 931 ward dem König Rudolf dem Zweiten von Hochburgund eine Tochter geboren, die in der Taufe den Namen Adelheid empfing — „einen Namen, würdig ihres erlauchten Hauses und des eigenen hohen Geschickes“, um mit Roswitha von Gandersheim zu reden. Reich und mannigfaltig waren die Eindrücke, unter denen sie heranwuchs, ob auch Stürme häufiger als Sonnenschein sich einstellten und der Schmerz bereits die Seele des Kindes erprobte.

Ihr Großvater, ein deutscher Graf aus dem Welfengeschlecht, hatte sich zwischen Tura und penninischen Alpen ein Königreich gegründet, das dann den Namen des hochburgundischen empfing; ihr Vater suchte die auf schwachen Stützen ruhende Gewalt durch Eroberungen nach außen hin zu erweitern, aber die Frucht der wechselvollen Kämpfe, die er in mehreren Nachbarländern führte, entsprach nicht völlig seinen Erwartungen. Allerdings hatte er dem ererbten Gebiete durch die Vermählung mit Bertha, der Tochter seines Nachbarn Burchard von Schwaben, die Striche zwischen Nar und Neuß hinzugefügt, aber der Dämon des Ehrgeizes trieb ihn bald nach Italien, jenem Grabe der Könige, das auch ihm und seinem Hause verhängnisvoll werden sollte. Dem Geschlechte der Karolinger war hier eine Reihe von Fürsten aus verschiedenen Häusern gefolgt, die oft zu gleicher Zeit um das schöne Land sich stritten, oft durch gewaltsame Hinwegräumung ihrer Vorgänger zur Herrschaft gelangten, alle aber das gemeinsame Schicksal hatten, von dem wankelmütigen Volke bald als Erretter gefeiert, bald verraten und verfolgt zu werden. Auch Rudolf erfuhr die jähesten Wechselfälle des Geschicks und der Menschenlaune. Zuerst von den italischen Großen gegen den älteren Berengar herbeigerufen und im Jahre 922 zum König gekrönt, mußte er wenig später dem Grafen Hugo, dem allmächtigen Gebieter am Hofe des ebenfalls um italischer Ge-

lüfte willen geblendeten Ludwig von Niederburgund, oder vielmehr dem Willen eines hochfahrenden und zügellosen Weibes weichen, das Hugos Stieffchwester war und durch eine sonderbare Verkettung der Umstände über den gesamten Adel des Landes tyrannische Macht gewonnen hatte. Zwar sah sich Rudolf später noch einmal an die Spitze einer unzufriedenen Partei gestellt, mußte sich aber mit Ludwigs Besitz — den Ländern an Rhone und Saône — begnügen, die ihm Hugo nach seiner eigenen Königskrönung als Ersatz für Italien anbot.

Die Vereinigung der beiden burgundischen Reiche hatte im Jahre 933 stattgefunden und 4 Jahre später starb König Rudolf, ohne daß es ihm gelungen wäre, in seinen ausgedehnten Besitzungen Einheit und Ordnung herzustellen oder sie auch nur gegen die Plünderungszüge der Araber und Magyaren zu sichern. Die Unruhe, die seine Tage erfüllte, hatte naturgemäß auch die Seinen berührt; bei seinem Tode aber hinterließ er sie völlig schutzlos und der Willkür seiner Gegner wie der eigenen Unterthanen preisgegeben. Bald sollten sie diese Willkür in ihrer brutalsten Gestalt kennen lernen, denn nach kaum einem Jahre sah die verwitwete Königin sich gezwungen, demselben Hugo, der ihrem Gatten Italiens Krone streitig gemacht hatte und den nun wieder nach den abgetretenen burgundischen Ländern gelüftete, sich zu vermählen, ihre siebenjährige Tochter aber seinem Sohne zu verloben. Auch dem jungen Konrad, Rudolfs einzigem Erben, hatte der gewaltthätige Mann ein rechtloses Geschick und sich selbst als Vormund zugebacht, aber der burgundische Adel versicherte sich heimlich des Knaben und übergab ihn der Obhut des deutschen Königs Otto — nicht etwa von Gefühlen der Treue geleitet, sondern einzig durch die Furcht bestimmt, daß bei Hugos bekanntem Charakter ihr Einfluß auf die Regierung des Landes ein rasches Ende finden könnte. Übrigens trennte sich der Italiener, als er seine selbstfüchtigen Pläne scheitern sah, ebenso rücksichtslos von seiner neuen Gemahlin, als er vorher ihre Hand gefordert hatte, und wie Bertha sich zuerst umworben und begehrt gesehen hatte, so fand sie sich nun verschmäht und verspottet.

Die Leiden der Mutter verwundeten auch Adelheids Herz, aber die Bitterkeit des Lebens raubte ihr nicht ganz die fröhliche Entwicklung der Jugend. Schon von dem Kinde hatte man rühmend gesprochen, seine Schönheit und die Lebenswürdigkeit seines Wesens gepriesen; körperliche und geistige Reize machten die Jungfrau zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Trotzdem schien ihr Stiefvater das Verlöbniß mit seinem Sohne ebenso vergessen zu haben, wie seine eigene Ehe mit der Königin Bertha; erst die Jahre der Not erinnerten ihn wieder an einen Bund, der seinem Hause nochmals Früchte tragen konnte. Den Italienern längst wegen seiner Habgucht und Grausamkeit verhaßt, sah er sich zuletzt von ihnen verlassen, um eines Mannes willen, der unter seinen Verfolgungen besonders schwer gelitten hatte und einem schlimmen Geschick nur durch Flucht an den Hof des deutschen Königs entgangen war. Markgraf Berengar von Ivrea, mütterlicherseits ein Nachkomme des schon genannten Kaisers Berengar, war im Jahre 945 mit geringem Gefolge in die Heimat zurückgekehrt und von seinen Landsleuten mit Jubel empfangen worden. Hugo floh nach Pavia, nur noch darauf bedacht, wie er mit seinen Schätzen in sein burgundisches Reich entkäme, während er seinen Sohn Lothar, den Verlobten Adelheids, nach Mailand schickte, zu einem letzten Versuch ihm die Herzen seiner Unterthanen zurückzugewinnen. Der junge Fürst war in der That seines sanften Gemüthes halber beliebt und Berengar selbst war ihm zu lebenslänglichem Dank verpflichtet. Denn als König Hugo einst mit der Absicht seiner Blendung umgegangen war, hatte der noch im Knabenalter stehende Lothar, den das Vorhaben des Vaters mit Schauder erfüllte, den Feind seines Hauses zu rechter Zeit gewarnt und sein Entrinnen ermöglicht. Und als er nun in der Kirche des heiligen Ambrosius, vor dem Kreuze niedergestreckt, um Erbarmen flehte, da empfanden die aufständischen Großen Mitleid und erkannten ihn als König an. Auch Hugo ließen sie sagen, sie seien bereit, ihm von neuem zu gehorchen, aber dieser wußte zu gut, wessen er sich zu versehen hatte, als daß nicht die Flucht sein einziger Gedanke gewesen wäre. Sie gelang

ihm endlich, doch als er von Burgund aus Vorkehrungen traf, um das italische Reich nochmals mit Gewalt zu gewinnen, starb er unerwartet im Jahre 947. Zwei Monate später — am 27. Juni — vermählte sich Lothar mit Adelhaid, nachdem sie fast neun Jahre lang seine Braut vor der Welt geheißten hatte. Blühend in Schönheit, hielt die Sechzehnjährige nun ihren Einzug als Königin in einem Lande, dessen Boden von Blut getränkt, dessen Volk von Parteiungen zerrissen war; in einem Hause, dessen prangendes Dach auf morschen Säulen ruhte und über dem schon jetzt der finstere Schatten des Verderbens lag.

Als die Italiener Lothar dem Namen nach zu ihrem Herrscher erwählten, hatten sie zugleich jenem Berengar die wirkliche Gewalt mit dem Titel eines Markgrafen übertragen. Auch entsprach sein Auftreten anfangs völlig ihren Erwartungen: leutfelig und willfährig ihnen selbst gegenüber, hielt er den König unter einem Joch, das ihn zu völliger Ohnmacht verdammt und seinen Vasallen gestattete dem eigenen Willen zu leben. Tief empfanden Lothar und seine hochgesinnte Gemahlin das Schimpfliche ihrer Lage, das noch durch Berengars Bestreben vermehrt ward, den König auch äußerlich vor dem Volke zu erniedrigen, von dem er in der That geringer geachtet ward als einer seiner Grafen. Adelhaid, von der man bald nachher sagte, „sie hätte mit ihrem entschlossenen und klugen Geiste das italische Reich allein regieren können“, war es wohl auch, die ihren schwächeren Gatten veranlaßte, Schutz und Hilfe bei seinem Verwandten, dem griechischen Kaiser Konstantin Porphyrogennetos, zu suchen. Aber Berengar mußte durch eine feierliche Gesandtschaft der ihm von Byzanz her drohenden Gefahr zu begegnen, so daß alles beim alten blieb.

Schon im Jahre 950 starb Lothar und Adelhaid stand zum zweitenmal schutzlos in der Welt. Ihre Feinde aber waren jetzt ihre eigenen Unterthanen, denen sie bisher mit ihrer Person Bürge für den Frieden mit Burgund, wo ihr Bruder herrschte, und mit Deutschland, dessen König für den Schirmherrn ihres Hauses galt, gewesen war. Vor allem verfolgte sie der Haß jenes Berengar, den ihr Gemahl dereinst vor einem entsehligen

Loise bewahrt hatte, und seines Weibes Willa, das ärger und verrufener war, als er selbst. Das Schicksal der jungen und unglücklichen Königin fand einen lauten Wiederhall in allen Ländern jenseits der Alpen, wo man längst ihren Namen mit Verehrung nannte. Wie die von Rom heimkehrenden Pilger nicht genug zu erzählen gewußt hatten von Adelhheids Goldseligkeit und rührender Güte, so beschäftigten sich jetzt die Völker mit ihren Leiden und ihrer endlichen Rettung, deren Geschichte unter ihren Händen zu einem Sagengewebe unheimlicher und wunderbarer Art wurde. Berengar, so erzählte man sich, habe den jungen König durch Gift getötet. „Um seine Witve zu freien und Italiens Krone mit ihrer Hand zu gewinnen“ — behaupteten die einen, die nichts von einer Gattin des angeblichen Mörders wußten; „seiner Gemahlin zuliebe, die, seitdem Adelheid ihrem Gatten eine Erbin geboren, einen wütenden Haß auf sie geworfen hatte“ — die andern. Zweifellos ist, daß sie Herbes erdulden mußte und daß ihre Erlösung unter Umständen erfolgte, die es erklärlich machen, daß man sie dem unmittelbaren Eingreifen einer höheren Macht zuschrieb.

Berengars unablässiges Streben war auf die Königswürde gerichtet gewesen, und er erreichte jetzt in der That sein Ziel. Nachdem es ihm gelungen war, seine und seines Sohnes Adalbert Wahl durchzusetzen, hatte er auch den letzten Schein äußerlicher Rücksicht fallen lassen, die er bisher der Würde und dem Unglück gezollt hatte, um nicht der eigenen Sache in den Augen des Volkes zu schaden. Adelheid sah sich nicht nur der fürstlichen Stellung entkleidet, auf die sie vor Gott und Menschen ein Recht zu haben glaubte, auch die Freiheit ward ihr entzogen, zugleich mit allem, was sie an wertvollerem Besitz der Liebe des Vaters und des Gatten verdankte. Man erbrach ihre Schatzkammer, entfernte jeden Zierat von ihren Gewändern, achtete selbst des Diadems um ihre Stirne nicht. Ja, noch Ärgeres erfuhr sie: Mißhandlungen, an die es schwer wäre zu glauben, würden sie uns nicht von zuverlässigster Seite bezeugt. Das Haar raufte man ihr aus, mit Faustschlägen und Fußtritten marterte und beschimpfte man sie —

was niemand zu denken gewagt hätte, vollbrachten Berengar und sein abscheuliches Weib. Will man eine Erklärung dieser zwecklosen Missethaten, so kann sie nur in dem Umstande gefunden werden, der viel Wahrscheinliches hat, daß Adelheid sich weigerte, den Sohn ihrer Peiniger zum Gemahl zu nehmen, denn Gründe rein politischer Art würden zwar alle andern Maßregeln, nicht aber derartige Ausschreitungen der Brutalität begreiflich machen. Aller ihrer Diener beraubt, sah sie sich zuletzt mit einer treuen Magd als einziger Unglücksgefährtin der Gewalt eines Grafen überantwortet, der das rohe Werkzeug seines rohen Herrn war. Wie eine Verbrecherin schloß er sie in Kerkermauern ein und besetzte alle Zugänge, jeden Pfad, auf dem die Bedauernswerte sich ergehen konnte, mit seinen Kreaturen, so daß keine ihrer Bewegungen unbeobachtet blieb, kein Ausweg zur Flucht ihr übrig zu sein schien. „Aber der den Apostel den Fesseln des Herodes entriß“ — so sagt die Nonne von Gandersheim — „war auch ihr ein gnädiger Erretter, als seine Stunde gekommen war.“

Der Bischof Adalhard von Reggio war in diesem Falle das erste Werkzeug der göttlichen Fügung. Einer seiner Boten gelangte in den düstern Kerker, den die arme Fürstin seit Monden am Gestade des Gardasees bewohnte, und gab ihr die Mittel und Wege zum Entrinnen. Dieselbe Schriftstellerin, die so warmen Anteil an den Geschicken des sächsischen Königshauses und aller ihm Verbundenen nimmt, berichtet, daß die getreue Dienerin und der einzige Priester, der die Verlassenen trösten durfte, einen Gang unter den Mauern des Gefängnisses hindurch gegraben hätten. Eine Augustnacht des Jahres 951 ward dann zur Ausführung des unter tausend Ängsten und Gebeten vorbereiteten Planes benutzt; glücklich gelangten die Flüchtlinge ins Freie und setzten, unbemerkt von allen Wächtern und Laufschern, ihren Weg fort, solange die Füße sie tragen konnten und die Schatten der Dunkelheit sie verbargen. Höhlen, Wälder und die Furchen der Kornfelder waren ihr Versteck während des Tages, indessen Adelheids Kerkermeister sie bereits nach allen Richtungen hin verfolgten. Denn nicht nur die

Wächter der Gardaburg und die Mannen des Grafen setzten ihr nach, Berengar selbst war mit einer Schar von Reifigen aufgebrochen, rasend vor Wut, daß sein Opfer ihm zu entgehen drohte, und entschlossen, es um jeden Preis wieder in seine Gewalt zu bringen. In der That gelangte er bis an das Feld, in dem die Flüchtlinge soeben Schutz gesucht hatten, nur von den hohen wogenden Ähren verdeckt. Mit seiner Lanze bog er die Halme hier und da auseinander, zu wiederholten Malen durchschritt er selbst den Acker, aber eine höhere Gewalt schien ihn zu blenden, er fand die schützende Stelle nicht, und bald verklang in der Ferne der Hufschlag seiner Kasse.

Zuletzt gerieten Adelheid und ihre Begleiter in die Sümpfe des Mincio, und hier an einem der Kanäle, die das Land durchkreuzen, trennte sich der Priester von den übrigen, um den Bischof Adalhard von dem Gelingen des Unternehmens in Kenntnis zu setzen und seine weitere Hilfe für die Königin zu erbitten. Während der Tage und Nächte seiner Abwesenheit hatten die Frauen noch Unsägliches zu leiden vom Hunger und dem Ungemach der Witterung. Dem Verschmachten nahe, wurden sie endlich durch einen Fischer entdeckt, der einen frischgefangenen Stör im Nachen führte, und erstaunt in der öden Gegend Menschen zu finden, deren Herkunft und Absicht ihm verdächtig erschien, dennoch das Einzige, was er besaß, seinen Fisch, mit ihnen teilte. An den von ihm unter freiem Himmel entzündeten Flammen saß bald darauf die hochgeborene Königin, die längst den Anblick von Prunkgemächern vergessen hatte; der Fischer und ihre Dienerin reichten ihr das dürftige Mahl.

Dann aber schlug ihr die erlösende Stunde. Der treue Priester Martinus kehrte zurück, von einer Schar von Bewaffneten gefolgt, die sie ehrerbietig begrüßten und im Auftrag Adalhards erst nach Reggio, dann nach der festen Burg Canossa im Apennin geleiteten, wo sie unter dem Schutze Azzos, eines tapferen bischöflichen Lehensmannes, verblieb. Es war dieselbe Burg, die dereinst einem Kaiser Deutschlands ein minder gastliches Obdach bieten sollte, als jetzt der ersten seiner Kaiserinnen.

Denn diese glänzende Würde hatte das Schicksal der jungen

italischen Fürstin bestimmt. Unter denen, die Mitleid und Empörung bei der Kunde von ihren Leiden empfunden hatten, war der mächtige König des germanischen Nordens keiner der Letzten gewesen. Fühlte er sich doch ganz besonders verpflichtet, die Interessen des burgundischen Hauses zu wahren, zu dem schon sein Vater Heinrich in freundlichen Beziehungen gestanden hatte, und das ihm selbst durch seinen Schützling Konrad wiederum nahe getreten war. Überdies waren Berengars Frevel für ihn, dessen Schutz er einst genossen und dem er die Rückkehr nach Italien verdankt hatte, ein bleibender Vorwurf. Zu der Stimme des Mitgeföhls und der Gerechtigkeit aber gesellte sich die der politischen Klugheit. War doch in der Seele des großen Fürsten, seitdem er in deutschen Landen unbestritten herrschte, immer klarer und lebendiger der Gedanke geworden, in dessen Verwirklichung er die Aufgabe seines Lebens erkannte: die Erneuerung des karolingischen Weltreiches, mit noch entschiedenerem Hervorkehren des germanischen Elementes, in dem allein noch eine ernste und tüchtige Kraft zu liegen schien. Aber die Spitze dieses Reiches konnte nur ein Kaiser sein, und der Weg zur Kaiserkrone führte damals noch über Rom.

Rasch war in Ottos Geiste der Plan aufgestiegen, Abeldheid zu befreien, ihr seine Hand zu bieten und sich damit das Recht auf Italiens Besitz zu erwerben; rasch und ohne Zögern ward er zur That. Kerkerthore freilich brauchten nicht mehr für sie gesprengt zu werden, denn auf dem Wege über die Alpen, den er im Sommer des Jahres 951 mit einem glänzenden Heere antrat, erreichte ihn die Nachricht, daß sie in Sicherheit vor ihren Feinden sei. Aber sein Zug erschien darum nicht minder als ein Zug der Sühne für die geschehenen Frevel; die Schuldigen zitterten und entflohen, Berengar selbst wagte keinen Widerstand und war froh, sich auf eines seiner festen Schlösser zu retten; alle Städte der Lombardei öffneten dem deutschen König ihre Mauern. Von Pavia aus sandte dann Otto seine Boten an Abeldheid, um ihr Schutz zu verheißen und den Platz an seiner Seite anzutragen. „Sie möge“ — so ließ er ihr sagen — „fortan in Freuden mit der Krone sich schmücken, die ihr bisher

eine Ursache bitterer Leiden gewesen sei.“ Bedenken konnte es für sie nicht geben, hatte doch der Name des germanischen Herrschers, der die Welt erfüllte, für ihr Ohr einen zwiefach heiligen Klang, und vertrauensvoll zog sie aus zu der entscheidenden Begegnung. Auf ihrem Wege aber ward sie jubelnd von demselben Volke begrüßt, das monatelang ihrer und ihrer Not vergessen hatte, um nach Sklavenart ihrem Peiniger zu dienen.

Otto hatte indes zu würdigem Empfange der Braut ihr die königliche Wache unter Führung seines Bruders Heinrich entgegengesandt. Noch am jenseitigen Ufer des Po traf dieser sie an und geleitete sie von da in feierlichem Zuge nach Pavia. Die Begegnung mit dem Manne, der aus dem erbittertesten Feinde seines königlichen Bruders dessen treuester Anhänger geworden war und der jetzt durch sein höchstes Vertrauen geehrt ward, erschien Adelheid als die erste Bürgschaft ihres glänzenden Geschickes; für die nächste Zukunft freilich sollte sie ihr wie vielen verhängnisvoll werden.

Dann empfing der König in der alten Hauptstadt des Lombardenreiches selbst die Erkörene und fühlte zum erstenmal seit dem Tode seiner geliebten Editha, daß auch ihm noch ein häusliches Glück erblühen könne. Adelheid hatte kaum das zwanzigste Jahr erreicht, und so sehr das auch Berengars Wille gewesen war, hatten dennoch Mißhandlungen und Entbehrungen den Glanz ihrer jugendlichen Schönheit nicht zu trüben vermocht. Alles, was Otto von ihrer Anmut und Sittsamkeit vernommen, fand er bei ihrem Anblick bestätigt, und das Band, das die Staatsweisheit geknüpft hatte, ward zum Bande der Herzen. Bald nachher wurde die Vermählung unter großen Festlichkeiten gefeiert und Adelheid erhielt zu ihren italischen Gütern, der Verlassenschaft Lothars, von ihrem neuen Gemahl reiche und ausgedehntere Besitzungen in den meisten Provinzen seines weiten Reiches.

So war denn die junge Fürstin in eine Stellung eingetreten, der auf Erden keine zweite zu vergleichen war. In der kurzen Zeit ihres Lebens hatte sie die wunderbarsten Wand-

lungen des Schicksals erfahren, war von der Höhe des Daseins in seine nächstlichsten Tiefen gestürzt worden, um dann ebenso rasch wieder auf den Gipfel menschlicher Hoheit emporzusteigen. Aber die erfahrenen Leiden waren ihr heilsam gewesen: „Gott hatte ihr“ — so sagt Abt Odilo von Clugny — „leibliche Trübsal gesendet, damit ihre Seele geläutert werde,“ und sie hatte die Prüfung bestanden. Rein war ihr Herz geblieben in den dunklen Tagen wie zuvor in den Tagen des Glücks, und getrostes Sinnes durfte sie fortan in die Zukunft schauen. Sie verdiente ihr hohes Geschick, sie war es wert, Deutschlands Königin zu heißen.

Zunächst freilich schienen neue Prüfungen ihrer zu warten, doppelt schmerzliche sogar, weil sie nicht ihr eigenes Haupt, sondern das ihres Retters und Gemahls bedrohten, dessen Glück vor allem ihr Gebet und ihre Sorge sein mußte. Als das schönste Unterpand für die Gunst des Schicksals, das die Arbeit seines Lebens krönen wollte, hatte Otto Adelheids Hand entgegengenommen, und sie gerade war es, die den Flammenbrand in das mühsam errichtete Haus des Friedens trug, so daß ein jäher Sturz ihm bereitet schien.

Es ist erwähnt worden, mit welchen Gefühlen die junge Königin ihren Schwager Heinrich auf dem Wege nach Pavia begrüßte. Über dem Glanze aber, der sie jetzt umgab, hatte sie seinen Herold nicht vergessen und er selbst sorgte dafür, daß er nicht vergessen ward. Mag sein nimmer rastender Ehrgeiz mit im Spiele gewesen sein, so bleibt es doch ergreifend zu sehen, wie der stolze Mann, dessen Herz allezeit etwas von der trotzigen, einst gegen die heiligsten Gebote der Natur und auf Gedanken grauenvollen Mordes gerichteten Art bewahrte, seit der Stunde der Versöhnung dem Bruder gegenüber kein anderes Bestreben zu kennen schien, als ihm zu Willen zu sein, zu lieben wer ihm lieb war, zu hassen wer ihn haßte. In diesem Sinne erwies er Adelheid von ihrem ersten Zusammentreffen an die achtungsvollste Freundschaft und die selbstverleugnendste Hingabe. Nicht zufrieden ihr ein treuer und zärtlicher Bruder zu sein, widmete er sich ihrem Dienste „wie ein Sklave“.

Geringeres Wohlgefallen als die Königin hatte an diesem Betragen des Herzogs Liudolf, Ottos Sohn aus erster Ehe. Ein feuriger hochgemuter Jüngling, trug er bereits schwer an dem Mißlingen eines eigenmächtig gegen Berengar unternommenen Kriegszuges, um so schwerer, als er das Haupt anderer, vor allen das seines Oheims im Schmuck des verdienten Lorbeers erblickte. Nun glaubte er sich durch diesen in der Achtung seines Vaters noch tiefer herabgesetzt, als durch die eigene Unbesonnenheit, und zugleich durch die Stiefmutter aus seinem Herzen verdrängt. Ja er hielt diese für seine erbitterte Feindin und dem Einfluß Heinrichs gab er ihre Abneigung schuld. Die Ereignisse des nächsten Jahres vermehrten seine Erbitterung und führten ihm Genossen der finsternen seine Seele bewegenden Pläne zu. Otto hatte nämlich, angesichts mancher schwierigen Italien beherrschenden Verhältnisse, für den Augenblick auf die Erwerbung der Kaiserkrone verzichtet und wieder seine deutschen Lande aufgesucht, begleitet von seiner jungen Gemahlin, deren Erscheinung allerorten hohe Freude hervorrief. Sachsens heimische Gaue waren sein nächstes Ziel; in Pöhlde führte er die Tochter der geliebten Mutter zu, die, den verwandten Geist erkennend, sie segnete und von Stund an auch ihr Geschick mit der zärtlichsten Teilnahme begleitete. Dann trat er mit ihr in Magdeburg an das Grab seiner unvergeßlichen Editha, denn die Tote sollte hinfort in ihrer beider Herzen leben und der Schutzgeist ihres Glückes sein. Hier aber, in der ihm vor allen andern teuren Stadt, erhielt er auch die Nachricht, daß Herzog Konrad, der Gemahl seiner Tochter Liutgard, der von ihm zu Berengars vollständiger Unterwerfung in Pavia zurückgelassen worden war, mit diesem eine friedliche Übereinkunft geschlossen habe, und nun mit dem alten trotzigen Gegner, Abelheds grausamem Feinde, auf dem Wege sei, um die Bestätigung bei ihm einzuholen. Ein solcher Ausgang konnte nicht in seinem Sinne sein, und obwohl er Berengar nachsichtig, sogar mit fürstlichen Ehren empfing, versagte er dennoch einem Vertrag seine Zustimmung, durch den er jenen im fast unbeschränkten Besitz des italiischen Reiches hätte

lassen müssen. Er und sein Sohn mußten vielmehr auf einem im August desselben Jahres zu Augsburg abgehaltenen Fürstentag dem deutschen König Treue schwören und empfangen dann mit dem goldenen Scepter die Belehnung als Vasallen des Reiches. Boll Ingrimms war Konrad Zeuge gewesen, wie das von ihm gegebene Wort mißachtet ward, und auch er glaubte die Ursache der königlichen Entscheidung bei Heinrich und Adelheid suchen zu dürfen, obwohl diese nichts gethan hatte, was sie unedler Nachgier überführen konnte. Die Fürsprecherin eines tückischen und meineidigen Verräters zu sein, konnte ihr freilich nicht zugemutet werden. Ottos Söhne aber fanden sich leicht in ihrem gemeinschaftlichen Haß. Der Liudolfs wurde noch durch die Geburt eines Kindes vermehrt, das die Königin ihrem Gatten schenkte, zumal sie, als geschähe es dem Stiefsohn zum Hohne, auf dessen stolze Aussichten dieses Ereignis ohnehin einen Schatten warf, dem Knaben den Namen Heinrich geben ließ. Bald loderte die Flamme eines Kampfes empor, der fast zwei Jahre lang die Kräfte des deutschen Volkes fruchtlos verzehrte, blühende Gegenden in Wüsteneien verwandelte und härter als jede frühere Mühsal das männliche Herz des Königs prüfte. Endlich ward Friede; Konrad und Liudolf aber küßten ihre Schuld durch tapfere Thaten im Dienste des Reiches und durch einen Tod, der sie in der freudigsten Kraft der Jugend dahintraffte. Adelheid dagegen ging auch aus diesen Stürmen fleckenlos hervor, mit der Achtung der Welt und dem ungeschwächten Vertrauen ihres Gemahls.

Sie war in jedem Sinne Das geworden, wozu die öffentliche Stimme und Ottos Erwartung sie schon im voraus gemacht hatte. In steter Treue schritt sie ihrem königlichen Gemahl zur Seite, dessen Weg freilich seit jener letzten Trübsal nur noch ein Weg des Glanzes war. Sie erlebte es, daß der große Gedanke seines Lebens, dessen Durchführung ihre Hand ihm hatte erleichtern sollen, sich verwirklichte, und an seiner Seite empfing sie selbst die heilige Krone im Dom zu Sankt Peter. Sie erlebte es, daß ihre Todfeinde Berengar und Willa nach verzweifeltem Widerstande sich den Händen der Deutschen

überliefern mußten, und ohne mit einem Wort der erduldeten Leiden zu gedenken, ließ sie beide ihr schuldbeladenes Dasein in Ruhe zu Bamberg beschließen.

Doch glänzte Adelheid noch durch mehr, als durch die stillen Tugenden des Weibes, und in anderem Sinne noch war sie die Genossin ihres Gatten, als durch ihren Anteil an seiner äußeren Größe. Ihre Klugheit und Geisteskraft ist es vornehmlich, die ihre Zeitgenossen rühmen; und daß sie als Königin wie als Kaiserin einen scharfen Blick für die Geheimnisse der Staatskunst bewährte, daß sie mit lebhaftem Interesse den politischen Verhältnissen folgte und mit ihrer zarten Hand oft kraftvoll das Scepter führte, das vor allem macht die Erscheinung dieser Frau zu einer außerordentlichen in der deutschen Geschichte. Freilich ist nicht zu leugnen, daß damit unter die schönen weiblichen Züge ihres Bildes, zu denen auch Milde der Denkart und aufrichtige Frömmigkeit gehören, ein gewisser erkältender Zug sich mischt. Anders als jene herrliche Mathilde, der wir allezeit auf dem Wege der Liebe begegnen, vermag Adelheid unsern Geist in noch höherem Maße als unser Herz zu rühren, das ihr fast nur dort entgegenschlägt, wo ihr trübes Geschick sie zum Gegenstande des Mitleids macht. Aber die vollste Achtung gebührt ihr trotzdem, und niemals darf vergessen werden, daß sie wiederholt in schwerer Zeit den deutschen Landen eine männliche Herrscherkraft zu ersetzen bemüht war.

So lange freilich ihr Gemahl Otto lebte, trat sie selbst, wie alle bedeutenden Persönlichkeiten, an denen jene Epoche reich war, in den Hintergrund. Ein so gewaltiger Geist, wie der seine, bedurfte keiner Leitung, kaum einer Stütze; es war ihm genug, Werkzeuge für die Ausführung seiner Gedanken, und Herzen zu finden, fähig und willig, das seine zu verstehen. Letzteres bot ihm Adelheid ohne Zweifel, aber auch nur in diesem Sinne können die Worte gelesen werden, die öfters in den Urkunden jener Tage wiederkehren: „Auf den Rat unserer geliebten Gemahlin und Genossin unserer Herrschaft . . .“ Auch unterhielt sie zu den angesehensten Männern des Reiches, namentlich zu ihren Schwägern Heinrich und Brun, rege politische Be-

ziehungen, aber ihr Einfluß auf Otto selbst konnte niemals ein bestimmender sein.

Anderz wurde es, als die Grust sich über dem großen Kaiser geschlossen hatte, der ihr fast zweiundzwanzig Jahre hindurch ein starker Hort und ein liebevoller Gatte gewesen war. Im Witwenschleier trat sie an die Seite des Thrones, den ihr jüngster, kaum den Knabenjahren entwachsener Sohn — der einzige, der neben ihrer Tochter Mathilde den Vater überlebte — bestiegen hatte. Von den großen Anschauungen einer ruhmvollen Vergangenheit erfüllt, und sich dessen bewußt, was Deutschland und dem Kaiserhause frommte, schien sie in der That zur Führerin eines Fürsten berufen zu sein, der mit tüchtigen und vielversprechenden Eigenschaften noch nicht das erforderliche Maß der Besonnenheit verband. Adelhheids Name klingt uns wie ein Echo aus allen Geschichtsbüchern jener Zeit entgegen; Otto der Zweite selbst nennt sie seine kaiserliche Mitregentin. Doch nicht gar lange bestand dieses schöne Verhältnis. Theophano, die stolze griechische Kaisertochter, die Otto der Große mit vielen Mühen für seinen Sohn erworben hatte, gewann allmählich einen größeren Einfluß auf ihren Gemahl und die Mutter trat zurück, um so williger übrigens, als zwischen Schwur und Schwieger niemals ein recht herzliches Band sich hatte knüpfen wollen. Auch soll es der Griechin und andern Feinden Adelhheids gelungen sein, dem Kaiser ihre Mildthätigkeit zu verdächtigen, so daß er meinte, sie verschwende in thörichter Weise das Gut der Familie. Zu alledem kam endlich, daß in Folge von Unruhen, die Heinrich von Bayern, der Sohn jenes ersten Heinrich aus sächsischem Stamme, gegen seinen kaiserlichen Vetter Otto erregte und die mit seiner Niederlage endeten, erhebliche, ihr unerwünschte Veränderungen im Reichsgebiet sich vollzogen. Sie mußte sehen, wie Fürstenthümer, die ihr am nächsten gestanden hatten, ihres Besitzes verlustig gingen, während andere, ihr feindlich gesinnte, durch den Fall ihrer Freunde stiegen. Deutschland war ihr verleidet, und bald zog sie sich nach ihrer burgundischen Heimat zurück, wo noch ihr Bruder Konrad als König herrschte. Den Kummer

über des Sohnes Undank aber befahl sie getrosten Herzens Dem, „der das Leid seiner Frommen ansieht und ihre Thränen trocknet“.

Erst nach geraumer Zeit fand eine Versöhnung statt, die Otto schon aus politischen Gründen wünschen mußte, da seine Mutter noch immer als die eigentliche Herrscherin Italiens galt, die Tage ihres Glanzes aber in keinem seiner Länder vergessen waren. Doch bestimmte ihn vor allem der Vorwurf, den sein Herz ihm machte, seinen Oheim von Burgund, sowie den Abt Majolus von Clugny, Adelheids vertrauten Freund, um ihre Vermittelung bei der Gekränkten anzugehen. Auf italienischem Boden, in Pavia, wohin der junge Kaiser im Jahre 980 sich begeben hatte, fand das erste Wiedersehen statt, und wenige Augenblicke genügten, um das begangene Unrecht zu vergeben, das erduldet Leid zu vergessen. Zwei Jahre später übertrug Otto seiner Mutter sogar die Statthaltertschaft Italiens, indem er ihr zugleich Pavia als Residenz bestimmte. So stand sie denn noch einmal als Herrin da in dem Lande, das zuerst eine Krone auf ihrem Haupte erblickt hatte, in der Stadt, wo eine noch hellere Sonne des Glückes ihr aufgestiegen war! Aber freilich: vieles war anders geworden seitdem! Jene Sonne des Glückes, sie war untergegangen oder doch im Scheiden begriffen; der glänzende Purpur, den sie einst als Dank um die Schultern ihres Gemahls gelegt, hatte angefangen zu verbleichen. Nach manchen siegreichen Kämpfen hatte ihr Sohn soeben eine gewaltige Schlacht gegen die Araber verloren; die Kunde davon hallte wieder in den fernsten Gegenden des Reichs und die Säulen der deutschen Herrschermacht schienen erschüttert. Das waren trübe Dinge — bald folgten trübere nach. Kaum ein Jahr später verschied Otto II. zu Rom, durch ein Übermaß körperlicher Anstrengungen und seelischer Leiden vorzeitig hinweggerafft. Noch auf dem Sterbebett hatte er einen Teil seines baren Besitzes für die Mutter bestimmt: es war der letzte Beweis der Bärtlichkeit, den sie von ihm empfing.

Sie wollte das Haupt beugen unter dem herben Schlage, doch sie durfte es nicht: Pflicht und Liebe geboten ihr, aufrecht

zu stehen in den noch heftigeren Stürmen, die das traurige Ereignis ankündigte. Deutschland hatte seinen Herrn verloren, denn der vierjährige Knabe, den Otto als einzigen Erben hinterließ, konnte nicht als solcher gelten, obwohl die Großen ihm bereits gehuldigt hatten. Wiederum erhob sich die bairische Partei, den ehrgeizigen Heinrich an der Spitze, der in der That sich des königlichen Kindes bemächtigte und ungeschert mit seinen Ansprüchen auf die Krone hervortrat. Der Hochherzigeit, womit Adelheid, alles Geschehene vergessend, damals Theophano und ihren Knaben bei sich aufnahm, und der Entschiedenheit, mit der sie die Rechte des Enkels verteidigte, war es zum großen Teil zu danken, daß den Ottonen das Scepter erhalten blieb.

Während der folgenden Jahre, in denen die Mutter des jungen Königs die Regentschaft in seinem Namen führte, behielt die alte Kaiserin die Leitung der italienischen Angelegenheiten, und es gelang ihr einer Schilderhebung in diesem Teile des Reichs, der jetzt kaum ein ernster Widerstand hätte entgegengesetzt werden können, vorzubeugen. Zugleich aber nahmen die Verhältnisse in den fränkischen Landen, über die der Sohn ihrer ältesten Tochter Emma herrschte, ihre Thätigkeit in Anspruch, ohne daß es ihrer Klugheit und Hingebung möglich gewesen wäre, den unvermeidlichen Sturz des karolingischen Hauses aufzuhalten.

Doch noch ein letztes Mal sollte sie eine bedeutende politische Rolle spielen, in den Tagen ihres Greisenalters. Auch Theophano starb, ehe Otto der Dritte volljährig geworden war, und die Sorgen der Regierung wurden der Großmutter übertragen. Treu hat sie vier Jahre hindurch im Verein mit dem großen Erzbischof Willegis die deutschen Interessen wahrgenommen, wenn auch den Bemühungen beider durch die zu neuer Macht gelangten Vasallen vielfach Schranken gesetzt wurden.

Sobald aber Otto — reich an Hoffnungen, von denen so wenige in Erfüllung gehen sollten — selbst das Regiment übernahm, wandte sich Adelheid wiederum frommen Werken

und dem Verkehr mit den geistig bedeutendsten Männern jener Epoche zu. Namentlich stand sie mit dem gefeierten Gerbert und den Cluniacensern in lebhafter Verbindung, ohne deshalb ihre Dienste zu versagen, wo man in öffentlichen Angelegenheiten ihrer begehrte. Noch eine ihrer letzten Handlungen war politischer Art, doch es war eine That des Friedens: die Versöhnung ihres Neffen Rudolf von Burgund mit seinen aufständischen Vasallen.

Sie war dazu selbst nach ihrer alten Heimat aufgebrochen — nachdem sie zuvor ihre Tochter Mathilde zur Gruft bestattet, die Letzte von denen, die ihrem Herzen zunächst gestanden hatten, und die Freude ihrer alten Tage. Es schien in der That, als hätte das Schicksal sich nicht zufrieden geben wollen, ehe es nicht die ganze Schale seiner Prüfungen über ihr Haupt ausgegossen hatte, und als wollte es das Ende ihres Lebens noch düsterer machen, als den Anfang. Sie hatte ihren zweiten Gemahl begraben, wie den ersten; sie hatte ihre Kinder begraben; selbst viele ihrer Enkel waren vor ihr geschieden. Wohin ihr Blick sich wandte, fiel er auf Leichen. Und nicht auf Leichen nur, auch auf Trümmer und Zerstörung, denn unaufhaltsam ging die Herrlichkeit des Geschlechtes zu Ende, das sie auf seiner Sonnenhöhe erblickt hatte.

Ist es zu verwundern, daß Verzweiflung die Greisin erfaßte, zumal auch aus dem Kreise ihrer Freunde eine Trauerbotschaft nach der andern sie ereilte? Als sie vernahm, wie gerade damals der Tod auch in der Umgebung des jungen Kaisers seine Ernte hielt und so manchen dahinraffte, der ihr teuer im Leben gewesen war, da sank sie in die Kniee und rief in schmerzlichster Bewegung: „So werden viele noch um meinen Enkel sterben und zuletzt er selbst; ich allein werde übrig bleiben, alles menschlichen Trostes bar! Laß nicht zu, o Herr, daß ich solchen Jammer erlebe!“

Ihr Gebet ward erhört: am 17. Dezember des Jahres 999 starb sie zu Sulz im Elsaß, einem der zahlreichen Klöster, die sie gestiftet und mit ihren Reichthümern ausgestattet hatte. Vielbewegt war ihr Leben gewesen, aber Friede schwebt um ihre

Grust und ihr Gedächtnis. Sie war eine edle Frau und eine große Fürstin; ihr Name soll auch im neuen Deutschland in Ehren bleiben.

3. Wartburgsprüche.

(1067. 1180. 1858.)

1.

Ich lag im Staub, die Glieder
Geschändet und zerschlagen,
Mein Prachtgewand besleckt von roher Hand;
Nun darf ich wieder
In reiner Schönheit ragen
Und blicke strahlend nieder in das Land.

Die prangenden Arkaden,
Dem Licht zurückgegeben,
Durchwallt der Lüfte Strom, des Tages Glanz;
Und fröhlich baden
Sich Pfeiler drin und Streben
Und hoch im Blauen stolzer Zinnen Kranz.

So preist Ihn, deutsche Sänger,
Der mich erhub vom Falle,
Der Farben lodern ließ aus kaltem Stein!
Was säumt ihr länger?
Die alte Fürstenhalle
Ward aufgethan und lädt die Meister ein!

2.

(1221. 1521.)

Kein Wunder war's,
Daß einst Elisabeth der Armen Speise,
Die sie im Körbchen barg verstoßnerweise,
Zu Rosen werden sah des jungen Jahrs!

Wahrhaft'ger scheint, was frommer Sinn erdichtet,
Als wenn auf dieser glanzgeschmückten Flur,
Wo alles leuchtet, wo sich die Natur
Zum Himmel selbst wie eine Blüte richtet,
Das Brot allein, die Frucht der milden Ähre,
Zur lichten Blume nicht geworden wäre!

Und abermals kein Wunder war's,
Daß Deutschlands größter Held, sein Schwert und Schild,
Der eine Rose trug als Wappenbild,
Hier wie an Stufen stand des Hochaltars;
Daß Bergesodem, dem er sinnend lauschte,
Wie seines Volkes Herzschlag ihn unrauschte,
Bis laut in seiner Brust der Adlerschrei,
Das Frei von Rom! erklang, und: frei!

Doch daß an einem Ort, in einem Zeichen
Getrennte Welten sich die Hände reichen,
Ist wie ein Wunder, wen'gen zu vergleichen.
Doch war's nur echter Gotteskraft Enthüllung,
Nach dunklem Ahnen Wahrheit und Erfüllung.

3.

Von hoher Zinne glänzt herab das Kreuz.
Wie herrlich rings der Schönheit Bild erstrahle,
Man beugt sich ihm und manches Herz erfreut's,
Doch Berg und Thale
Sind auch verfallen der gewalt'gen Zeit,
Verhüllte Mäler nur der Endlichkeit,
Indessen sieghaft jenes Zeichen funkelt,
Von keiner Ewigkeit verdunkelt.
Doch der's in dieses Eden hingestellt,
Er wollte nicht mit Todesbildern schrecken
Den sel'gen Träumer, nicht die Trauer wecken,
Nur Trost verkünden der bedürft'gen Welt,
Den Trost: ob Erd' und Himmel untergeht,
Die ew'ge Sonne, Christi Kreuz, besteht!

4. Auf dem Marktplatz von Neapel.

(1268.)

Ans Meer, zum schimmernden Garten, entflog ein Rabenpaar.
Des Golfes Wellen spielten herüber blau und klar,
Mit Duft und Blüten schmückte die Welt sich, wie zum Fest —
Sie aber hocken zusammen in des Ölbaums breitem Geäst.

Und dann mit tragem Blinzeln begann der jüngste der zwei:
„Und wär's nur um die Farben, ich liebe die Klerisei!
Ich liebe die Franzosen, die schwarzbehaarte Brut:
Wohin sie kommt in den Landen, da sät sie Leichen und Blut!“

Doch heiser schilt der andre: „Du siehst das Nächste bloß!
Auch auf dem Stuhl Sankt Peters gebeut jetzt der Franzos,
Und wer zu seinem Schatten gehört, wie ich und du,
Der wünscht den trotzigem Deutschen allein die ewige Ruh!“

„Ich habe sie kommen sehen, in blitzendes Erz gehüllt,
Dem Bergstrom gleich von den Alpen, der schäumend den Thal-
grund füllt;
Sie zogen heran, um Banner mit wüstem Getier geschart,
Und Einer voran gewaltig, in goldrotflammendem Bart!“

„Fünffmal in diesen Landen erhob er den Schlachtenruf,
Und durch die Trümmer der Städte schritt seines Rosses Huf.
Sein stolzer Sohn erschlug uns gar manchen herrlichen Mann,
Der Dritte, Gedankenfrohe, verlachte Papst und Bann!“

„Doch nun erloschen die Sonnen! Ich war bei Benevent,
Das schon seit Römertagen die Geier und Raben kennt:
Da lag von deutschen Leibern bereit ein köstlicher Schmaus,
Da hackt' ich dem blonden Manfred die blauen Augen aus!“

„Und in Neapel heute mit gallischem Witz und Rat
Vollbringt Herr Karl von Anjou der Rache beste That:
Auf sein Gebot am Marktplatz entstieg ein schwarz Gerüst,
Wo bald die kalte Schneide blühende Nacken küßt!“

„Schon steht vor ihm in Banden die frische Knabenschar,
Ihr Führer weiß und rosig, im gelbgelockten Haar.
Verfallen ist nun uns beiden die Schönheit — komm geschwind:
Es ist der letzte der Staufen, das fecke Königskind!“

Und von dem Schlage der Flügel entstoben Zweig und Blatt;
Sie sahn die Zinnen steigen der marmorleuchtenden Stadt;
Sie stießen funkelnden Auges herab auf's Hochgericht —
Doch nur das Beil des Henkers, die Opfer finden sie nicht!

Die ruhn schon sicher im Kirchlein Maria del Carmine,
Wo kühle Fliesen decken der feurigen Jugend Weh;
Sie träumen nicht mehr von Kronen und irdischer Majestät,
Nicht mehr von welscher Tücke, die Feind und Freund verrät.

Doch draußen an der Stätte, wo Konradins Haupt einst sank,
Erhebt sich eine Säule von Porphyry, feucht und blank:
Sie trocknet nie, wie glühend die Sonne des Südens scheint,
Weil Deutschlands Engel nächtlich dort um die Toten weint!

5. Ruprecht von der Pfalz.

(1352—1410.)

„Hörst Du die Glocken klingen,
Pfalzgraf Rupert vom Rhein?
Laß ihr lockendes Singen
In die Seele nicht ein!
Denke des liebenden Landes
Blühend in Deiner Hut,
Denke der Neben des Strandes
Und der smaragdnen Flut!“

Was die Stimme bedeute?
Fragend sahest Du dort;
Doch vom Dom das Geläute
Klang zu Häupten Dir fort!

Und beim funkelnden Weine
Kings in den Gauen erschallt's:
Hoch Held Rupert vom Rheine,
Hoch die sonnige Pfalz!

Und das Scepter der Staufen
Schwangst Du mutig empor:
„Her, wer an trotzige Haufen
Frieden und Habe verlor!“
Weh um Dein fürstliches Denken,
Wehe, wer diesem Geschlecht
Sinnt den Frevel zu kränken
Und zu stärken das Recht!

Dann, wo über den Bergen
Längst die Treue verblich,
Spannen der Arglist Schergen
Truggewebe für Dich.
Trenlos mied Dich am blauen
Garda das Schlachtenglück,
Und aus Italiens Auen
Kamst Du als Bettler zurück.

Ruprecht, fröhlicher König,
Hörst Du der Glocken Klang?
Ach, sie schallen eintönig
Deutschlands Fluren entlang!
Kündend den Völkern allen,
Daß nun der Ritterschaft
Edle Blume gefallen,
Tugend und Heldenkraft!

Und auf samtenem Schragen
Liegst Du, ein stiller Mann,
Der das Schwerste getragen,
Oh' er den Frieden gewann:

Reden spöttischen Schalles,
Schwerter tückischen Streichs —
Aber schwerer als alles
War die Krone des Reichs!

6. Oranien.

(1581. 1688.)

Oranien, stolzer Name, wie je ein Haus ihn trug!
Er klingt wie Meeresrauschen, er tönt wie Adlers Flug;
Des Mars, der über Tiefen der Wasser mächtig schwebt
Und dann auf breiten Schwingen zum Sonnenlichte strebt!

Da steht der große Schweiger, die Staaten um ihn her:
Vor all den tapfren Kecken, wie herrlich leuchtet Er!
Und jede Lippe kündet's: „Nur ihm gebührt die Macht,
Der aus der Knechtschaft Ketten Erlösung uns gebracht!“

Und ob aus frischem Leben ihn riß des Mörders Wut,
Der Freiheit Brief und Siegel ist ihrer Zeugen Blut!
Nun bricht die letzten Burgen sein junger Heldensohn,
Und Heinrich darf verlachen der Feinde freches Droh'n.

Und dort: die Woge brandet, es drängt sich Kiel an Kiel!
Herr Wilhelm ist's, der Dritte, geführt zu hohem Ziel!
Und wie er ans Gestade gebietend niedersteigt,
Da hat das stolze England vor ihm sich tief geneigt!

Doch brachten sie nicht Kronen und Siege nur nach Haus,
Es rauschten ihre Flotten ins große Meer hinaus:
Da türmten sich die Schätze der Welt am Süderstrand,
Da ward zum Prachtjuwelle das freie Niederland!

7. Preussische Bucht.

(1713—1740.)

Unsere Zeit scheint vor vielen andern zu der Rolle des Weltgerichts berufen, die der Weltgeschichte gebührt. Und nicht nur des Gerichtes im eigentlichen Sinne, sondern auch der Gerechtigkeit gegenüber Personen und Gedanken, die eine vorurteilsvolle Vergangenheit nach ihrer Bedeutung zu würdigen unterließ. Wenn heute der Geburtstag eines preussischen Königs festlich begangen wird, so wissen wir, daß an der häuslichen Feier der engeren Heimat alle deutschen Lande innigen Anteil nehmen. Bis in die Einsamkeit amerikanischer Wälder und entlegener Südjseeinseln ist der Name Wilhelms des Ersten gedrungen und nicht nur deutsche Lippen waren es, die ihn segneten. Und doch hat es langer Jahre der Mühen, des Kampfes und der Zweifel bedurft, ehe dieser männliche und redliche Charakter, diese schlichte und doch so hohheitsvolle Gestalt von der Menge begriffen ward. Und wenn wir heute alles Großen und Herrlichen gedenken, das viele von uns mit leiblichen Augen schauen durften; wenn wir in der Einigung der deutschen Stämme den Traum von Jahrhunderten erfüllt sehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß jene Jahrhunderte nicht bloß geträumt, sondern auch gearbeitet haben und daß die Lorbeern der Gegenwart in dem Boden der Vergangenheit wurzeln. Daß Preußen es gewesen ist, dessen bewußtem und unermüdelichem Ringen die Schöpfung eines neuen Deutschland zu danken ist, wird längst von jedem anerkannt, der nicht zu den willig Blinden gehört; aber die mächtigste der Kräfte, die sein Wirken bestimmt und zunächst seine eigene Entfaltung bewirkt haben, ist gar vielen erst spät, oft durch das Zeugnis Fremder, verständlich geworden. Es ist das aber keine andere, als der Geist der Ordnung und des Maßes, der strengen Gewissenhaftigkeit im Kleinen und Großen, die preussische Zucht, wie sie wohl am besten genannt wird.

Man kann sagen, daß die Natur selbst dem preussischen Volke das Gesetz in die Wiege gelegt hat. Ein bequemes Sich-

gehenlassen, eine Nachsicht gegen die eigene Trägheit und Willensschwäche waren nicht gestattet in einem Lande, das die ärmsten und rauhesten Striche in dem schon stiefmütterlich genug bedachten Deutschland umfaßte. Mühe und Arbeit war die erste Forderung, die an die Bewohner der Marken herantrat: ihre Zukunft hing von der Erfüllung dieses Gebotes ab. Eine so begrenzte, dem einfachsten Zwecke dienende Thätigkeit aber schloß Zucht und Ordnung in gewissem Grade schon in sich.

Indessen bedurfte es eines bestimmteren, selbstbewußten Willens, um die in den äußeren Verhältnissen begründete und von den einzelnen als dunkle Gewalt empfundene Idee organisch auszugestalten und zum Eigentum einer staatlichen Gemeinschaft zu machen. Naturgemäß fiel den Herrschern des Landes diese Aufgabe zu und die Geschichte darf rühmen, daß mancher von ihnen, auch vor den Hohenzollern schon, sie erkannt und gefördert hat. Das wittelsbach-luxemburgische Jahrhundert unterbrach freilich diesen gleichmäßigen Entwicklungsgang, um der Willkür freien Spielraum zu lassen, und Jahrhunderte haben dazu gehört, um alle Sonderinteressen, die sich damals gegen die höchste Gewalt erfolgreich auflehnten, in ihre Schranken zurückzuweisen. Aber der Abfall von fürstlicher Autorität war nicht zugleich ein Abfall von dem Geiste strenger und schlichter Thätigkeit, der den Bewohner der Mark auszeichnete. Der Stern, der ihn zu der gemeinsamen Straße geleitet hatte, war seinem Blick entschwunden; seitdem vertraute er sich wieder der eigenen Kraft, die ihm besondere, aber dennoch tüchtige Wege wies. Das Aufblühen der Städte ist charakteristisch für diesen Zeitabschnitt.

Bis zum Regierungsantritt des großen Kurfürsten dauert der Zwiespalt, den eine unglückliche Zeit ins Leben gerufen hatte, fort. Alle Fürsten des hohenzollernschen Hauses hatten daran gearbeitet, die streitenden Interessen zu versöhnen, aber so manches sie auch im einzelnen erreichten, gelang es doch erst der Heldenkraft Friedrich Wilhelms den Widerstand zu brechen, den die Idee einer festen staatlichen Ordnung bis dahin erfahren hatte. Sein Verhalten den Ständen gegenüber war despotisch,

aber was er damals allein und nur vor sich selbst zu rechtfertigen vermochte, hat die Folgezeit gutgeheißen. Fortan gingen Fürst und Volk wieder mit einander, und wenn jener noch seinen eigenen Willen an die Stelle des Gesetzes erhob, so war doch die sichere Richtschnur gefunden, nach der das nationale Zusammenleben sich gestaltete.

Alle Keime staatlichen Lebens, die Friedrich Wilhelm vorgefunden hatte, auch die dürftigsten, halbverkümmerten, waren unter seiner Hand zu rascher Blüte gediehen. Alle Andeutungen, die das Regiment seiner tüchtigsten Vorgänger, namentlich in Bezug auf die praktische Rechtspflege, ihm hinterlassen hatte, waren von ihm gewürdigt und zu klarem und allgemeingiltigem Ausdruck gebracht worden. Wo er selbst aber bahnbrechend auftritt, vor allen Dingen in der Schöpfung einer stehenden Heeresmacht, muß er wiederum die Vollendung des Begonnenen seinen Nachfolgern überlassen. Und keiner ist in dieser Hinsicht, trotz wesentlicher Verschiedenheit der äußeren Lebensform und der Geistesanlagen, sicherer und erfolgreicher in seine Fußstapfen getreten, als sein gleichnamiger Enkel, der zweite der preussischen Könige.

Man hat lange genug an Friedrich Wilhelm, dem „Unteroffizier“ und „Pedanten“, einen wohlfeilen Spott geübt. Aber die Gegenwart hat auch ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und nur die Wortführer der Zuchtlosigkeit lieben es noch, das alte Lied anzustimmen. Freilich ist nicht zu leugnen, daß im Charakterbilde dieses Königs viel seltsame, ja groteske Züge sich finden. Der Fürst, dessen einzige Freude in dem steifsten und einförmigsten Soldatenspiel zu bestehen schien; dessen Werber in aller Herren Länder zogen, um seiner Leidenschaft zuliebe „lange Kerls“ einzufangen; dessen gefellige Ansprüche sich auf Zusammenkünfte in einem tabaksqualmerfüllten Zimmer bei einem Krug schlechten Bieres beschränkten; der mit eigener Hand den lässigen potsdamer Thorfschreiber aus dem Bette prügelte und den Stock zur Abwechslung auf dem Rücken seiner Minister tanzen oder wohl gar im engeren Familienkreise Gerechtigkeit üben ließ — ein solcher Fürst mußte den Nächstbeteiligten ebenso

furchtbar, als den Fernerstehenden lächerlich erscheinen. In der That ward er von keinem seiner Zeitgenossen verstanden; das Ausland insbesondere hielt ihn für einen närrischen Kauz, dessen Schwachheiten man nach Belieben zum eigenen Vorteil ausbeuten könne.

Uns aber ist heute Friedrich Wilhelm eine wahrhaft providentielle Erscheinung in der preussischen Geschichte. Zunächst deshalb, weil er eine der edelsten Regierungsmaximen, die sich im Hause der Hohenzollern fast durch alle Geschlechter vererbt hat, zu vollen Ehren brachte. Sein Vorgänger hatte die Ordnung im Staatshaushalt vernachlässigt, er stellte sie ohne alle Rücksicht auf die Interessen einzelner wieder her. Er that das Gleiche, was Johann Cicero nach Albrecht Achilles, Johann Georg nach Joachim dem Zweiten hatte thun müssen, aber er führte sein Werk zugleich auf so dauerhaften Grundlagen auf, daß keiner der nachfolgenden Stürme es zu erschüttern imstande war. Die Grundsätze des preussischen Finanzwesens sind seither als mustergiltig von aller Welt anerkannt worden; zunächst aber lag ihre große Bedeutung in dem Vorbilde, das der einzelne Staatsbürger für sein eigenes Haushalten der wunderbar gewissenhaften Verwaltung der öffentlichen Mittel entnahm.

Mit der Strenge in der Handhabung der Finanzen hängt auf das engste die peinliche Sorgfalt zusammen, die Friedrich Wilhelm auch in den übrigen Zweigen der Verwaltung zum obersten Gesetz erhob. Vor allem forderte er von den Beamten des Staates das Außerste an Leistungsfähigkeit und gutem Willen. Ihre Kräfte und ihre Zeit, das war seine Anschauung, gehörten dem Lande, das sie besoldete — kärglich genug freilich, aber doch hinreichend, um ausschließlichen Anspruch an sie zu haben. Die Mittel, die der König anwandte, um dieser Ansicht Geltung zu verschaffen, waren roh, aber sie genügten einer rohen Zeit. Hier liegt die Quelle der Tüchtigkeit, der Selbstverleugnung und der Pflichttreue, die stets die Zierde des preussischen Beamtentums gewesen sind, und die selbst da, wo seine Pedanterie und sein zugleich unsicheres und müchternes Wesen

den nationalen Aufschwung zu hemmen schienen, dem Lande den Ruhm verschafften, das bestgeordnete der Welt zu sein.

Fast noch anspruchsvoller und grillenhafter erschien Friedrich Wilhelm in seinen militärischen Einrichtungen. Der Dienst wurde mit einer Pünktlichkeit und Sorgfalt geübt, von der man früher keine Vorstellung gehabt hatte. Die Soldaten wurden Maschinen, an denen alles bis auf die geringste Kleinigkeit der Leistungen wie der äußeren Erscheinung herab unabänderlich bestimmt war. Aber auch in diesem anscheinend engherzigen und abgeschmackten Wesen offenbarte sich ein bedeutender, Segen bringender Gedanke. Die geschlossenen Reihen der Krieger mit ihren gleichmäßigen, machtvollen Bewegungen imponierten dem bürgerlichen Zuschauer; jeder einzelne war ihm ein Vorbild der Ordnung, der Sauberkeit und Nettigkeit. Einer erleuchteteren Zeit ist es vorbehalten gewesen, die barbarischen Elemente aus dem preussischen Militärwesen jener Tage zu entfernen, seine Grundidee aber hat sie beibehalten und mit Recht.

Nicht die letzte und unbedeutendste Maßregel des verständigen Fürsten aber betraf die geistige Schulung, die er seinem Volke aufzwang. Aufzwang, wie das in seiner Natur lag, wie er nicht anders konnte, selbst auf einem Gebiete, das volle Freiheit zu fordern schien; aber in der besten Absicht und mit der Überzeugung, eine seiner wichtigsten Regentenpflichten zu erfüllen. Der Erfolg hat ihm auch hier recht gegeben und wenn das preussische Volk früher als alle andern einer allgemeinen Bildung sich erfreut hat, so ist es dem rauhen und ungebildeten Friedrich Wilhelm den Dank dafür schuldig.

Was könnte diesem Bilde vielseitigster Thätigkeit, durch das dennoch derselbe große Gedanke sich hindurchzieht, noch fehlen? Ja, noch Eins — aber es fehlt ihm nicht, es ist nur der letzte Zug, der in dem Gemälde nachzutragen ist. Friedrich Wilhelm begriff, daß nur derjenige die höchsten Anforderungen an andere stellen dürfe, der sie auch seinerseits zu erfüllen bereit ist. Eifern gegen seine Unterthanen, war er es nicht minder gegen sich selbst und hielt es nicht für einen Raub an seinem Königtum, in Ordnung, Arbeitsamkeit und schlichter bürgerlicher

Zucht dem Geringsten als Vorbild zu dienen. So hat er das Gesetz, das er schuf, in der zuverlässigsten Weise erprobt, und den Namen eines Zuchtmeisters zu Ehren gebracht, den ihm die Schmachsucht gegeben hat und der ihm als höchster Ruhmestitel gebührt.

Seit ihm ist das feste geschlossene Wesen unverrückbar preußische Eigenart geblieben. So hoch Friedrich der Große seinen Vater an genialem Blick und geistiger Bildung überragt, steht er in dieser Hinsicht doch vollkommen auf seinen Schultern. Mehr als ein Zug seines Wesens sogar, der ihm den Beinamen des Einzigen erwerben half, gehört schon dem Charakterbilde Friedrich Wilhelms an. Vor allem ist es auch bei ihm die Pflichttreue, die vollkommene Unterordnung der eigenen Persönlichkeit unter die Interessen der Gesamtheit, die Bewunderung verdient. Der Weg freilich, auf dem er selbst dahin gelangte, war der freier Einsicht und Entschließung gewesen, und die Freiheit wiederum war das Ziel, zu dem er sein Volk zu führen gedachte. Aber nicht ohne das Gesetz, oder vielmehr erst durch das Gesetz. Bindend, wie für jeden Bürger, sollte es auch für den König sein, und Friedrichs unsterbliches Wort: „Der Fürst ist nichts als der erste Diener des Staates“ ist nur die letzte Folgerung aus solchen Anschauungen.

Das „Land der Schulen und Kasernen“ stand fertig da, eine unwillkommene Erscheinung schon damals so vielen, die in seinem straffen, scharfkantigen Wesen einen steten Vorwurf für ihre eigene Haltlosigkeit oder ein Hindernis für die Verwirklichung ihrer Willkürpläne erkannten. Und nur einen großen Fortschritt hat das neunzehnte Jahrhundert über seinen tüchtigen Vorgänger hinaus gemacht mit der Einführung einer Wehrverfassung, die alle Söhne des Volkes unter die Einwirkungen des gleichen, kaum zu entbehrenden Erziehungsmittels stellt.

Die Gegenwart aber, wie verhält sie sich zu Forderungen, die so engherzig-spartanisch klingen? Haben jene Anschauungen, so Großes auch die Vergangenheit durch sie erreicht hat, wirklich noch ein Recht auf Beachtung, während die Stimme des Zeitgeistes gebieterisch die schrankenlose Freiheit zu fordern scheint? Es bedarf wohl keines Hinweises auf die glänzenden

Triumphe, die gerade die preußischen Ideen in den Jahren 1864—1871 gefeiert haben; es genügt, daß sie in sich selbst die Bürgschaft der Ewigkeit tragen, weil sie sich anschließen an die unveränderliche menschliche Natur. Scheinbar gegensätzlich allerdings, aber nur, weil diese in ihrer ungebundenen Erscheinung dem höchsten Beruf des Individuums widerstrebt. Die preußische Zucht ist die rechte Verkörperung des Gedankens, den schon die Weisheit des alten Griechentums in die Worte faßte: *Ὁ μὴ δαπέδς ἀνθρώπος οὐ παιδεύεται.*⁴

Doch eben: nicht das „Züchtigen“, sondern das „Erziehen“ ist ihr höchster Zweck. Ihre Formen mögen daher schwinden — wie der Zopf geschwunden ist, obwohl die Zopfsoldaten die großen Schlachten des achtzehnten Jahrhunderts schlugen — ihr Kern muß allezeit derselbe bleiben.

Zwei Stätten aber sind es, an die sie vor allen gehört: der Exerzierplatz und die Schule. Nur ihre Anwendung wird an beiden verschieden sein. Dort, wo es sich an erster Stelle um die Erreichung äußerer mechanischer Wirkungen handelt, muß der leitende Wille über ein willenloses Material verfügen, während hier das Gesetz in der Brust des einzelnen erweckt und gepflegt werden soll und nur dann von außen her zur Anwendung kommt, wenn Mangel an Einsicht oder selbstwillige Thorheit den andern Weg unmöglich machen. Gesetz aber bleibt es auch in diesem Falle in seiner ganzen Hoheit und Strenge — das Gesetz, ohne dessen vollkommene Erfüllung die harmonische Ausbildung des Menschen undenkbar ist.

Wir, die Kinder und Enkel einer großen Zeit, haben die Pflicht, an unserem Teile dafür zu sorgen, daß die Nachwelt nicht sagen kann, ein kleines Geschlecht sei ihr vorangegangen. Noch hat diese Generation nichts gethan, als die Früchte geerntet, die so viele frühere vorbereitet hatten, und sich als tüchtigen Schnitter gezeigt, dessen Verdienste die des fleißigen und geduldig hoffenden Sämanns nicht übersteigen. Aber unser bleibendes Verdienst wird es sein, das Banner des Gedankens hochzuhalten, dem wir so Großes schuldig sind, damit im neuen Vaterlande nicht verloren gehe die alte bewährte preußische Zucht!

8. Deutschlands Dichter.

(1800. 1900.)

Zu Weimar am Theaterplazze ragen
Geweihnte Bilder, deutschen Geistes Pfand,
So wie sie selbst erschienen ihren Tagen:
In Eins gefügt, an Einem Kranz die Hand —
Nun weltentrückt. Und doch mit ernstem Fragen
Durchforcht ihr Auge hier und dort das Land,
Als müßte vieles, was sie sehn und hören,
Selbst des Olympos heitre Ruhe stören.

Dann zuckt der Unmut wohl um ihre Braue,
Und Schillers erzgeprägte Lippe spricht:
„Ist das noch Kunst, was ich dort unten schaue?
Sich regen seh' ich's, kennen will ich's nicht!
Anstatt der Schönheit nur ins Nebelgraue
Berwischte Schemen, Dunkel ohne Licht,
Dazu das nackte, kahle, schale Leben —
Ist das die Kost, die Deutschlands Dichter geben?“

„Sie nennen's Wahrheit — als ob Wahrheit wäre,
Was wirklich ist, was hundertmal geschah;
Als ob ein Meister sich in seiner Sphäre
Gemeines je zum Ideal erfah!
Und so zum Sturz geheiligter Altäre
Gebärt ihr Helden? Armlieh stehn sie da,
Geschminkte Masken, mit des Todes Zügen,
Und schelten eure Wahrheit eitles Lügen!“

„Auch mir gefiel es einst, entschloß'nen Mutes
Ins Meer zu tauchen düst'rer Leidenschaft,
Am Kreis des Lebens, wo sich Böß' und Gutes
Gewaltig mischt, erprobt' ich meine Kraft,
Doch nicht zu flügel'n, wie der Schuld des Blutes
Und andrer Schmach der Frevler sich entrafft,

Nicht nachzuäffen traurige Gestalten,
Nein, meiner Welt ein Urbild vorzuhalten.

„Ihr aber, stumpfen Sinns und krank am Hirne,
Begreift allein, was euer Blick erreicht;
Das Weib vor allem ist euch nur die Dirne —
Zu frühe starb die Mutter euch vielleicht!
Doch wenn den Ausgeburten eurer Stirne,
Seid ihr gewiß, die Menschheit selber gleicht,
So betet laut, daß die Verworfenen sterbe,
Daß Gott im Feuer euch und sie verderbe!“

Doch Goethe: „Freund, für solche Geistesirrung
Die Panacee ist Lächeln und Geduld!
Das blendet wohl und stiehlt mit plumper Kirrung
Der Thoren Beifall und des Pöbels Huld,
Doch bald, inmitten kläglicher Verwirrung,
Erlischt die Leuchte tragisch neuster Schuld,
Und auch in Deutschland steigt zu echter Wonne
Die alte Kunst herauf, die ew'ge Sonne!“

9. Deutsch-Österreich.

(1881.)

Bergwald rauscht um Deinen Nacken,
Wie ein Königsmantel schwer,
Krone sind der Alpe Zacken
Und die Sohlen küßt das Meer.
Städte funkeln, Strom und Aue,
Hellem Prachtgeschmeide gleich —
Seid begrüßt, Ihr deutschen Gaue,
Sei begrüßt, mein Österreich!

Ehrne Burg an Deutschlands Marke,
Standest Du seit grauer Zeit,
Austria, Du heldenstarke,
Sturmerprobt und kampfbereit.
Fremder Völker neidisch Trachten
Strafte Deines Schwertes Streich,
Und es schritt durch tausend Schlachten
Deutsche Kraft in Österreich!

Was der Väter Blut verbunden,
Trennte wohl ein bitterer Tag,
Doch geschlossen sind die Wunden
Und verziehen ist der Schlag!
Laut aus unsres Banners Falten
Krauscht der Brudergruß ins Reich,
Und auf ewig wird gehalten
Deutsche Treu in Österreich!

Rheinherauf und Donau nieder
Kam der Nibelungen Schar,
Zog der Hort der deutschen Lieder,
Hier zu wachsen Jahr um Jahr.
Schönstes ist uns so geblieben:
Heimatklänge hold und weich,
Und, im Glauben fest und Lieben,
Deutsches Herz in Österreich!

Heil denn jedem, der die Schwingen
Unsres Mars zum Schutz erkürt,
Aber Männerzorn und -klingen,
Wer an unser Heil'ges rührt!
Mag man unser Recht befehlen,
Wir vertreten's allzugleich:
Deutsch zu fühlen, deutsch zu reden,
Deutsch zu sein in Österreich!

Nun so faßt ein neu Vertrauen,
Und mit kühnem Angesicht
Laßt uns fromm und freudig schauen
In der Zukunft Sonnenlicht!
Herd, erwärmt von deutscher Flamme,
Land, an deutscher Tugend reich
Und beherrscht von deutschem Stamme:
Gott mit Dir, mein Österreich!

10. Auf Schlesiens Bergen.

O Heimaterde, tausendfältig ladet
Aus Hain und Fluren Deiner Wunder Glanz,
Doch Schönheitsfülle hat auch uns begnadet:
Der Berge Chor, der Höhen lichter Kranz!

Sie weisen fromm nach oben,
Dem nied'ren Staub enthoben,
Und wecken tief im Busen ein Gefühl:
Befreiungssehnsucht aus der Welt Gewühl!

Und strebt der Fuß empor in grauer Frühe
Den Hang dahin, auf leicht geprägter Spur,
Wie lohnt so bald des rauhen Weges Mühe
Dein Wehn und Grüßen, göttliche Natur!

Es tönt im Föhrensausen,
Aus heller Wasser Brausen,
Wie im Gewölke, das mit Sturmgewalt
Sich donnertragend um die Gipfel ballt.

Der Pfad zerrinnt, der grüne Wald verschwindet,
Und blank zu Tage tritt der edle Stein,
Das Herz des Berges, das ihn selber bindet
Bis in den Kern der Erde tief hinein.

So sei zu allen Stunden
Auch unser Herz erfunden:
Es zeige wahr und stark sich und gesund
Und halte fest am mütterlichen Grund!

Und stehn wir endlich auf erschwung'ner Zinne,
Umfangen nur vom blauen Himmelsdom,
Wie heben kühn sich die verjüngten Sinne
Und trinken Leben aus der Lüfte Strom!

Auch wer zu Berg gekommen,
Vom Gram die Brust beklommen,
Eratmet hier und nimmt mit sich zurück
Ein neues Hoffen und ein neues Glück!

Doch erst den Blick noch einmal in die Ferne
Den Schluchten nach, der Bäche wildem Lauf:
Da winken Städt' und Dörfer wie die Sterne
Vertraut in unsre Einsamkeit herauf!

Und in die Thale nieder
Erschallen unsre Lieder:
In Treue grüßt Dich Deiner Kinder Hand!
Wie bist Du herrlich, teures Vaterland!

11. Lieder aus Thüringen.

1.

Thüringerland.

Ein holdes Leben
Von Licht und Anmut wandelt durch die Thale,
Sie leis erweckend, daß im Morgenstrahle
Versilbert beben
Der Alm Gewässer und der tiefen Saale.
Sie ziehn hinab ins nordische Gelände,
Doch hinter ihnen bleibt des Segens Spur:
Die Rebe, schwankend um des Ufers Wände,
Die Saat, bekränzend die geliebte Flur.

Und Berge ragen,
Die Stirn geschmückt mit roter Felsenkrone,
Gelagert auf der Hänge breitem Throne,
Die schwellend tragen
Den dunklen Wald, als Teppich aufgeschlagen.

Und weit hinaus entsenden sie die Schatten,
Gedanken sinnender Vergangenheit,
Die Höhn und Städte rings und grüne Matten
Zu ihren Mälern thatenfroh geweiht.

Denn alle Zeiten
Hat Heldensinn erhoben hier die Leuchte,
Nicht jener nur, dem Schwerterklirren deuchte
Wie Klang der Saiten,
Nein, der für Ew'ges trotzig mochte streiten.
Nun starrt Gemäuer droben, laubumspinnen,
Und Erde deckt das modernde Gebein,
Doch was der Stahl, das tapf're Wort gewonnen,
Soll nicht verfallen, noch vergessen sein!

Und rühmen gerne
Die Enkel allerorts der Väter Wirken,
So strahlen hier aus enger Welt Bezirken
Zur fernsten Ferne
Vor andern hell der Dichtung heil'ge Sterne:
Dem deutschen Volk Verkünder seiner Siege
Bom Geistesfeld, aus blut'gem Waffengang —
Und auch der Säng'er preist der schlichten Wiege
Lebend'ge Kraft, der solcher Glanz entsprang;

Dazu die Treue,
Die, fest in freier Mannesbrust gegründet,
Den Hohen mit dem Niedren hier verbündet,
Daß oft außs neue
Der Menschheit Herz ein edles Bild erfreue;
Den frischen Mut, den keiner Stürme Schallen,
Kein Schicksalszorn so leicht zu Boden schlägt —
Ja, Heil dem Lande, dem dies Loß gefallen,
Und Heil dem Haupt, das seine Krone trägt!

2.

Ein Fürstenpaar.

(1842—1892.)

Thüringens Gruß nach Nizza.

Noch spannt an ihrem Schleier der Dämm'rung blasse Hand,
In späte Träume hüllend das regungslose Land;
Und schweigend stand darüber die Höhe, weit und breit
Umflutet von der Woge des Meers Waldeinsamkeit.

Den alten Thüringsgauen entschwebte so die Nacht
Mit ihrem dunklen Weben, mit ihres Zaubers Macht:
Des Zaubers, der die Seele, wie nirgends, hier ergreift,
Und noch im Morgengrauen der Berge Gipfel streift.

Man wallt die blanke Straße hinauf durch Tau und Tann:
Da rieselt's von den Föhren und Blumen schau'n uns an;
Man zieht die Heidengrenze, den Rennweg, still entlang,
Und hört ein dumpfes Klirren, wie naher Waffen Klang.

Zerfall'ne Burgen winken, die Male düst'rer Zeit,
Und Porphyrsacken flammen, zur dichten Schnur gereiht;
Indes am Wege murmelnd der scheue Quell entspringt
Und stäubend sich hinunter in jähe Tiefen schwingt.

An brauner Kuppe hangen die Nebel grau und schwer,
Als wären's Mantelfetzen von Wodans wildem Heer;
Und drüben hebt sich drohend des Hörfelberges Wand,
Wo, sünd'ger Luft verfallen, Lathhäuser einst verchwand.

Geheimnisvolle Schauer begleiten so den Tritt
Des Wandrers, der zur Frühe des Waldes Reich beschritt,
Bis überm Ettersberge die Sonne taucht empor
Und mit dem ersten Schimmer zerstreut der Schemen Chor.

Auch heut — und heute rascher in ihrem vollsten Glühn
Aus roten Wolfenhügeln erstand sie, stolz und kühn,

Und schwebend um die Häupter des weiten Felsenhags,
Erschien sie wie die Krone, die goldne, dieses Tags!

Sie grüßt die Flut der Wipfel, sie grüßt die junge Flur,
Und überall des Lebens, des frischbewegten, Spur:
Der Saaten dichte Fülle, die Thäler maienschön,
Den hellen Kranz der Städte, die Kirchlein auf den Höh'n!

Und Gau an Gau entfaltet sich prangend so dem Licht;
Doch fehlt dem reichen Lande die bess're Zierde nicht:
Der Männer tapfrer Wille, der freie frohe Mut,
Die Liebe, die im Wirken sich nie Genüge thut.

Und solches Bild zu deuten, das Fürstentreue schuf,
Erschallt der Glocken Läuten, des Volkes Freuderuf;
Aus Schloß und Hütte grüßend zur Ferne klingt es hin:
„Heil unsrem Herrn und Herzog! Heil unsrer Herzogin!“

* * *

Wem eine Gottheit in die Wiege legte
Den Stab der Herrschaft, der von Golde flammt,
Und wem der Reif die freie Stirn umhegte,
Dem ward im Glanz ein dornenvolles Amt:
Ob alles rings sich ihm zu Willen regte,
Ihm selber ist ein Herrscher angestammt,
Und mag die Brust nach ihrem Frieden dürsten,
Der Welt zu leben, ist das Loß der Fürsten.

Auch Deins, erlauchte Frau! Doch edel wendet
Dein Herz an Thaten die versagte Ruh;
Ein Volk zu segnen wurdest Du gesendet,
Und anders nie, denn segnend, kamest Du;
Als Helferin, die keine Hoheit blendet,
Den Armen neigst Du Dich und Schwachen zu:
Daß sie Dir näher stehn als die Beglückten,
Sind teure Worte, die Dich köstlich schmückten!

Und Du, o Herr! Dir ward ein Sinn gegeben,
Der kühn und stark nach eig'nen Zielen rang;
Der freie Bergwald sah Dein männlich Streben,
Das auch der Töne buntes Heer bezwang:
Der schönen Kunst gehörte halb Dein Leben —
Und dennoch dämpftest Du den heißen Drang,
Um treu, der Stunde dienend, zu verrichten,
Die Du ererbt, des Thrones ernste Pflichten.

Doch mehr als alles galt Dir Deutschlands Los!
Zu seinen Fahnen hast Du jung geschworen,
Dein klares Auge sah es frei und groß,
Als Ehr' und Macht und alles war verloren;
Du harrtest bei ihm aus im Sturmgetos,
Hast ihm den Kaiser freudig miterkoren,
Und stolz vernommen aus geweihtem Munde,
Wieviel Dein eigen war von dieser Stunde!

So dientet Ihr in fürstlich schlichter Weise
Dem Glück der Heimat mit besliß'ner Hand;
So zogt Ihr weit gepries'ner Thaten Kreise,
Bis unbemerkt ein halb Jahrhundert schwand.
Nun sinkt der Tag gemach — es dämmert leise —
Doch dankbar wird das große Vaterland,
Der heil'gen Pflicht verehrend zu genügen,
Zum goldnen Myrtenzweig den Lorbeer fügen!

* * *

Ihr weilt im schönen Süden und schaut das ew'ge Meer —
O herrlich ist die Woge, voll Zaubers, groß und hehr,
Ob in der Bai der Engel sie weichgebettet träumt,
Ob am Bellandaturme sie wild und zornig schäumt!

Und wenn den Korsenbergen entsteigt der Sonne Ball,
Dann flammt sie wie ein Spiegel in ihrer Felsen Wall.
Und doch, in Sturm und Frieden und in des Morgens Licht,
Dem Quell, dem silberhellen, der Heimat gleicht sie nicht!

Das „Schloß“*), den grünen Hügel, umspielt ein süßer Duft,
Wie lodert hier das Leben an tausendjäh'ger Gruft!
Und rings die Berge schließen ein prangend Eden ein,
Darüber glänzt verdämmernd der Alpe grauer Stein.

Glücksel'ge Welt: in Gärten smaragdnen Teppichs Grün,
Der Palmen Turban, Rosen, die aus Cypressen glühn!
Und dennoch — alle Wunder der Fremde schwinden bald
Vor deiner Pracht und Größe, du stolzer deutscher Wald!

Und fröhlich sind die Menschen in ihrer bunten Tracht;
Sie neigen sich in Demut, ihr dunkles Auge lacht —
Doch mehr ist Eurem Herzen der Gruß aus fernem Land:
Die alte Mannentreue hält bis zum Tode stand!

12. Großherzog Friedrich von Baden.

(1852—1892.)

1.

Morgenfeier.

Vierzig Jahre! — Banner wehen, frohes Rufen tönt empor,
Heller Glocken Stimme ladet rings in feierlichem Chor,
Ründend einen großen Morgen Deiner Stadt und Deinem Haus;
Und am samtverhang'nen Fenster stehst Du selbst und blickst
hinaus.

Blickst, verloren in Gedanken, in des Lebens ferne Zeit,
Die zum Amt, dem dornenvollen, unter Schmerzen Dich geweiht —
Trübe Zeit, in der ein Grauen über Deutschlands Fluren lag,
Wie das blut'ge Rot, verheißend einen wetterschwülen Tag!

*) Das „Schloß“ (Le Château): heute der Mittelpunkt der öffentlichen Anlagen, wo eine Fülle herrlichster Vegetation die spärlichen Reste der Vergangenheit überwuchert; ehemals die Stätte, die Nizzas mächtige Citadelle trug.

Wo Dein Volk, vor das Du tratest offenen Auges, milder Hand,
Zögernd nur verruchtem Locken, schwerer Irrung sich entwand;
Wo das Leid im eig'nen Hause hemmte Deines Geistes Flug,
Und gebeugt die junge Schulter mehr als Herrscher Sorgen trug.

Vierzig Jahr! — Die Traube funkelt, reich in Halmen steht
das Land

In des Neckars lust'gen Thalen, an des Rheines breitem Strand;
Hämmer dröhnen, Schloten dampfen und das Glück ist beiden hold:
Aus der Tiefe steigt das Eisen, an der Flamme schmilzt das Gold.

Alle Kräfte sind entfesselt, — auch des Geistes hohe Kraft:
Fackelgleich von stolzen Warten glänzt der Stern der Wissenschaft,
Strahlt die Kunst, die edlem Eifer ihren vollen Kranz beschied,
Und der Klang von Badens Ruhme wandelt durch des Sängers
Lied.

Und ob sich im Tagsgetriebe schwerterklingend auch noch jetzt,
Nach der Menschheit ew'gem Lose, Meinung wider Meinung setzt,
Einer lebt, vor dem es keinen Raum für Groll und Hader giebt,
Der der Friede heißt der Seinen und der Vater, den man liebt!

Vierzig Jahre! — Nicht ein Irren war es durch der Wüste Nacht,
Aber doch ein hartes Ringen mit so mancher dunklen Macht,
Doch ein wunderbares Leiten Deines Gottes, jetzt und einst!
Und vor Seiner Gnaden Fülle neigst Du stumm das Haupt
und weinst.

2.

Haus Jähringen.

Sie stehn vor Dir im Bilde,
Die Dir das Reich vererbt,
Die edlen Wappenschilde
Vom Zeitenrost gefärbt.
Die stolz den Balken alle
Geführt im goldnen Feld,
Dazu des Löwen Kralle,
So mancher Herr und Held.

Graf Berthold, hoher Name!
Noch liegt um seinen Mund
Ein Zug von bitt'rem Grame,
Doch schuf er festen Grund;
Und was ihm galt als eitel,
Der Enkel hat's erlebt,
Dem strahlend um den Scheitel
Die Königskrone schwebt.

Nun Stern an Stern des Ruhmes!
Doch grüßt vor vielen Dich
Der Stolz des Rittertumes,
Von Östreich Friederich,
Der bis zum Todesblocke
Dem Staufer Treue hielt —
Wie warm die blonde Locke
Der Glorienschein umspielt!

Von bess'rer Zeit Geschicken
Beredte Kunde spricht
Aus Bernhards kühnen Blicken,
Aus Christofs Angesicht.
Und Georg Friedrich richtet
Sich männlich dort empor:
Er zog, vom Sturm vernichtet,
Der Welt den Himmel vor.

Herr Ludwig auch, den Degen
Von Siegeskränzen schwer,
Und, seiner Lande Segen,
Karl Friedrich, klug und hehr:
Dem die Geschichte setzte
Das reinste Ehrenmal,
Und Leopold, der letzte
Der auserwählten Zahl.

Es deckt ein langes Schweigen
Der großen Toten Ruh',
Doch ihre Geister neigen
Sich stolz Dir heute zu,
In freudigem Bekennen
Zu Dir und Deinem Thron,
Und ihre Lippen nennen
Dich ihren echten Sohn!

3.

In Versailles.

(1871.)

Als todeswund der Franze
Sein blut'ges Spiel verlor,
Da zogst im Herbstesglanze
Du ein in Straßburgs Thor.
Das durfte groß Dir scheinen,
Der alles groß empfand,
Und mutig mit den Seinen
Zuerst der Woge stand.

Doch eine schön're Stunde
Ward Dir von Gott geschenkt,
Der auf dem Erdenrunde,
Wie keiner, man gedenkt:
Die Stunde vollen Sieges,
Wo, einem Wunder gleich,
Dem ehren Haupt des Krieges
Entsprang das junge Reich.

Getürrt zum Himmelsbogen
Erhub sich Ludwigs Schloß,
Da kam es hergezogen
Zu Wagen, Fuß und Roß.

Ein Klirren und ein Blinken
Und ehrner Männer Tritt,
Und, die zum Sturme winken,
Die Fahnen zogen mit.

Und als der Strom die Hallen
Erfüllt der Galerie,
Als Preußens König allen
Den Herzen Worte lieh —
Zu ihm auf goldner Stufe
Sah jedes Aug' empor —
Da tratst Du zum Rufe:
„Hoch Deutschlands Kaiser!“ vor.

Und rings wie Sturmestoben
Erscholl es Dir zurück,
Du aber sahst nach oben,
Berklärt von Stolz und Glück.
So war des Morgens Schimmer
Erwacht nach langer Not,
Und Deutschland eins für immer,
Verbunden bis zum Tod!

Dein Deutschland, das Dir teuer
Seit Jugendtagen war,
Und dem Du nur getreuer
Dich zeigtest in Gefahr!
Du hast ihm gern gegeben
Der Kraft, der Ehren Schoß,
Zufrieden, daß Dein Leben
Durch solche Tage floß.

4.

1888.

Jahr der Thränen, Jahr der Trauer!
Aus gebrochnem Auge blickt's,
Und des Todes düstre Schauer
Selbst in Männerseelen schickt's!

Doch, wie tief der Pfeil der Schmerzen
Drang in jede deutsche Brust,
Schwerstes Leid ist einem Herzen,
Ist dem Deinen nur bewußt!

Einen Vater ohnegleichen
Gönnte Dir Dein fürstlich Loz,
Mächtig, einer Welt zum Zeichen,
Aber auch in Liebe groß.
Herrlich standet Ihr zusammen,
Doch der Tag, der keinen mied,
Kam, wie des Elias Flammen,
Und der alte Kaiser schied.

Einen Bruder! — glanzumflossen
Blickt die herrliche Gestalt
Noch auf ihrer Zeit Genossen,
Der ihr tiefstes Streben galt.
Träume, bald wie Schaum zerronnen:
Kaiser Friedrichs Auge brach,
Treuer Freundschaft laut'rer Bronnen,
Und Du sahst ihm trübe nach.

Und Dein Kind! — das Herz voll Güte,
Geist und Blick bewegt und hell,
Mannes Ernst in Jugendblüte,
Doch die Blüten sinken schnell!
Noch bevor zum ersten Male
Stand verwaist der deutsche Thron,
Kann aus goldner Lebenschale
Schon die Reige, starb Dein Sohn!

Starb und ließ an Grabesthoren
Dualbeladen Euch zurück,
Dich und Sie, die ihn geboren
Und gehegt voll Mutterglück.

Hohe Frau, die oft im stillen
Fremde Sorgen auf sich nahm,
Und nun auch um Deinetwillen
Trägt den eignen bittren Gram!

Jahr der Thränen, Jahr der Trauer!
Doch der ew'gen Trauer nicht,
Denn des Todes dunkle Schauer
Überstrahlt ein siegend Licht!
Frommer Glaube darf gesunden,
Zeugt von ihm das heil'ge Wort:
„Schwer geprüft und treu erfunden“ —
Und die Liebe dauert fort!

5.

Heil und Leben!

An der Schwelle noch des Tages, der den Ring der Zeit erfüllt,
Hielt ein dunkler Schatten drohend Dein verehrtes Haupt umhüllt;
Doch das fromme Flehn der Seinen, Gott der Herr vernimmt's
und kennt's,

Und mit neuer Kraft umgürtet blickst Du in den jungen Lenz.

Andre Rebel, gift'ge Schatten hast Du selbst hinweggeräumt,
Einen Frühling geistesmächtig für Dein deutsches Land erträumt.
Solche Träume großer Herzen reifen nicht auf Erden gleich,
Doch wir sahn in Blütenkränzen auferstehn das neue Reich.

Kraft und Größe ward gewonnen, alles Höchsten sich'res Pfand,
Auch des Geistes Morgen dämmert dem geliebten Vaterland;
Seine Fürsten selber führen künft'gem Glück es redlich zu,
Und voran, der ersten einer, hellen Blickes schreitest Du!

Und so mag Dein Volk Dir heute bringen seinen besten Gruß,
Badens Jubel mag erklingen weit um seiner Berge Fuß,
Um der Mainau lichte Höhe, durch des Schwarzwalds dunklen
Lann —

Aber treu in warmem Herzen trägt Dich jeder deutsche Mann!

13. Allerdeutschentag.

I.

In den tiefsten Schatten griechischer Vorzeit lag der Ursprung der Feste von Olympia, aber als längst das Griechentum selbst ein Schatten früherer Herrlichkeit geworden war, begingen noch die Nachkommen und die Erben des alten Heldenvolkes die Feier an der geweihten Stätte und in den Formen einer glänzenden Vergangenheit. Wiederholt im Verlauf des Jahres gab Rom sich den großen Erinnerungen seiner politischen Geschichte hin, und mochte es in die Periode seines Niederganges von dem sittlichen Hochgefühl, das dereinst die Brust seiner mannhaften Bürger erfüllte, kaum einen schwachen Nachhall gerettet haben, jene Feste bewahrte es treulich und ließ ihnen wenigstens den äußeren Schmuck nicht fehlen, bis die ewige Stadt der Gewalt der Barbaren erlag.

Und wie die Völker des Altertums, so die angesehensten der neueren Zeit. Den Ascot- und Epomtagen, und wie sie sonst heißen, der Engländer fehlt nahezu alles, was einer finrigeren Auffassung ideal oder weihewoll erscheinen mag, aber sie bilden trotzdem eine Gelegenheit, bei der die gesamte Nation sich zusammensindet im Interesse für eine ihr teuer gewordene Sitte. Das nüchterne Bürgertum der Vereinigten Staaten hat ein doppeltes Bedürfnis, aus seiner nicht allewege erfreulichen Gegenwart zu dem erhabenen Bilde seiner Jugend zu flüchten und jeden unheiligen Klang des Alltagslebens, wie den Hader seiner Parteien verstummen zu lassen am Gedenktage seiner Unabhängigkeitserklärung. Den Franzosen der napoleonischen Epoche blieb der 15. August durch allen Wechsel der Schicksale hindurch der Feiertag nationaler Gemeinschaft und nationaler Größe, und noch immer sammelt sich an ihm das kaiserliche Frankreich unter den Zeichen des Weizenstraußes und der goldenen Biene, während die dritte Republik mindestens die Überzeugung mit ihm teilt, daß ein Tag des Jahres vor den

übrigen geweiht sein müsse den ruhmvollen Erinnerungen und dem veröhnenden Genius des Vaterlandes.

Auch das deutsche Volk hat seine Feste gehabt von alters her. Viel Böses ist ihnen und ihrer derben Fröhlichkeit nachgesagt worden, zumal von fremder Zunge; daß trotzdem ein Zug tüchtigen und ursprünglichen Wesens noch in ihren Ausschreitungen lag, wird leicht vergessen, selbst von einheimischen Geschichtschreibern, obwohl das Beispiel des stamm- und sittenverwandten Britannien — des Merry Old-England — vor übereiltem Urteil warnen sollte. Das Beste aber mußte freilich diesen Regungen eines kräftigen Volkstums fehlen in dem Lande der herkömmlichen Zerkahrenheit und Stammeseifersucht; hatte doch seit den Tagen der großen sächsischen Kaiser, wo zum erstenmal der einigende Name „Deutsche“ erklang, jedes nachfolgende Geschlecht sich weiter von dem politischen Ziele entfernt, das andere Nationen in aufsteigender Bahn zu verwirklichen strebten. Aber ein schweres gemeinsam erduldetes Leid, eine erste That, bei der aller Hände sich fanden, gab den verlorenen Namen zurück und mit ihm ein Gefühl und eine Feierstimmung, die bis dahin unbekannt waren auf heimischem Boden. Unsere Väter, die das Joch des ersten Napoleon getragen und zerbrochen hatten, empfanden auch das Verlangen, nach erungenem Siege der großen Dinge zu denken, die Gott an ihnen und die sie durch Gottes Kraft vollbracht. Jahre hindurch wurde der Tag von Leipzig allerwärts, an vielen Orten ein halbes Jahrhundert lang gefeiert, obwohl der große Befreiungskampf zuletzt so wenig von dem gehalten hatte, was er verhieß.

Und nun haben wir, die Kinder des neuen kaiserlichen Deutschland, wiederum einen gemeinsamen Festtag gewonnen, zugleich mit einer nationalen Macht und Einigkeit, wie sie niemals unser eigen war. Wir haben ihn auch, aller heimlichen und offenen Gegnerschaft zum Trotz, erhalten bis heute und gedenken ihn im Jahre 1895 zum fünfundsanzigsten Mal zu begehen. Aber ob seine Widersacher nun ruhen werden; ob es ihnen nicht gelingt, eben jetzt, nach der großen Jubelfeier, die

erfehnte Unterbrechung herbeizuführen, die für später etwa noch ein fünfzig- oder hundertjähriges Jubiläum in Aussicht stellt? Fremden können solche Bestrebungen ja heute weniger denn sonst. Viel edle und treue Herzen haben aufgehört zu schlagen; vieles ist anders, nicht vieles besser geworden in deutschen Landen; zerstörende Mächte jeder Art sind an der Arbeit und wie sehr vor allem die nationale Empfindung abgestumpft ist, hat der groteske Vorfall vom 24. März d. Js. bewiesen, wo der deutsche Reichstag im Angesicht der gesamten Kulturwelt seinen Schöpfer verleugnete. Allen unseren Feinden aber ist von jeher der „Gözendienst“ des Sedanfestes ein besonderer Dorn im Auge gewesen und die Stunde, in der das Volk seine Fahnen und seinen Jubel zurückhalten würde, das Ziel wachsender Sehnsucht und der Anfang des Triumphes. Denn fällt erst der Mantel, wird auch der Herzog fallen.

II.

Aber trotzdem glauben wir nicht, daß die Stimme des Fanatismus, der Einfalt, des engherzigen Interessengeistes die Mehrheit oder auch nur einen erheblichen Bruchteil der deutschen Nation vertritt. Eine Verwirrung der Gemüter ist denkbar, doch nicht der bleibende Triumph eines böshaften und feindseligen Principis. Wenn aber Zweifel und Schwachheit sich der Herzen bemächtigt, so wird es noch Stimmen geben, die laut genug in das deutsche Gewissen reden und ihm begreiflich machen, daß unser Volk sein Sedanfest nicht aufgeben darf, ohne sich ein heiliges Opfer zu erlassen und auf ein unschätzbares Gut zu verzichten. Und sollte wirklich viel des Hasses gegen das neue Reich sich finden, so wird doch, wie wir vertrauen, die Liebe stärker sein.

Schon die Dankbarkeit gebietet, an unserem nationalen Festtag und seiner jährlichen Erneuerung für immer festzuhalten. Oder sollen wir hier an alles erinnern, was erforderlich war, ehe Deutschland seine Siegesstraße ziehen konnte? An alle Sorgen, die eine Anerkennung, an alle Opfer, die ein Ge-

dächtnis heischen? Mögen die Tausende von Heldengräbern auf Frankreichs Erde — und nun auch schon auf der unsrigen — mag die noch überlebende Schar der Wunden und Siechen, die in der Achtung ihrer Mitbürger sich schadlos halten muß für verlorene Glieder und Kräfte, der Kreis der Trauernden, der in diesen Tagen wieder sich an dem Gedanken aufzurichten begehrt, daß seine Geliebtesten unsterblich leben im Andenken ihres Volkes: mögen sie alle Zeugnis ablegen gegen den Wunsch, das bescheidene Maß ihrer Ehren und ihres Trostes zu beschränken! Oder knüpften an Personen und Dinge jener Zeit sich Erinnerungen, die uns die Freude vergällen müßten; wäre der Preis solcher Opfer und Mühen nicht der Erkenntlichkeit eines großen Volkes wert? Es ist Gewohnheit, zu sagen, daß die Ereignisse der Jahre 1870 und 71 den glänzendsten der Vergangenheit sich anreihen, wahr ist allein, daß sie nie und nirgends ihres Gleichen haben. Niemals im Verlauf der Geschichte hat ein Volk so großartige Erfolge über ein anderes, das erste der Welt sich nennende, gleich rasch errungen; niemals in der entscheidenden Stunde seines Schicksals glänzendere Geister, größere Charaktere an seiner Spitze gesehen, niemals selbst vollkommener als das rechte Werkzeug gewaltiger Tugungen sich bewährt. So reich ist die Ernte der Lorbeern, daß sie des Hinweises auf das Bedeutendere, was mit ihr und durch sie uns zufiel, nicht erst bedarf.

Freilich sind die großen Gestalten, denen zunächst die Erinnerung an jene Tage galt, fast sämtlich unsern Blicken entschwunden. Zur ewigen Ruhe gegangen ist der erste Träger der kaiserlichen Krone, Wilhelm der Siegreiche und, was auch seinem Volke noch mehr bedeutet hat, der Allgeliebte. Ihm nachgefolgt ist sein edler Sohn, dessen wohlverdienten Lorbeer ein herbes Geschick in den Dornenkranz verwandelte. Im Sarkophag gebettet ward Moltkes Denkerhaupt, an dem so oft, wie an einem Felsen, die Flut feindseliger Entwürfe sich zerschlug. Nur Bismarcks sonnenhaftes Auge leuchtet im alten Glanze, doch Gott allein weiß, wie lange noch. Aber es wirken und schaffen neben uns in rüstiger Manneskraft Hunderttausende, die dereinst die Schlachten ihres

Volkess schlugen und ihm selbst Ehre und Freiheit und die höchsten politischen Güter errangen. Durch alle Unterschiede des Standes und Berufes getrennt, haben sie um so mehr ein Anrecht darauf, sich einmal im Jahre wieder finden und fühlen zu dürfen und nicht auf die Zeiten verwiesen zu werden, wo ein nachgeborenes Geschlecht vielleicht die überlebenden Greise aus diesen großen Tagen auffucht und zu Ehren bringt. Und noch steht das Reich, und wem es gefällt, seine Mängel zu erspähen, durch manche unerfreuliche Erscheinung sich alles Glück verkümmern zu lassen, der thue, was er nicht vermeiden kann. Ihm begreiflich machen zu wollen, daß er in diesem Deutschland zu schauen gewürdigt worden ist, was seit Jahrhunderten die besten Männer umsonst zu sehen begehrt, was unsere Väter noch ein unerfüllbarer Traum bedünkte, wäre vergebliche Mühe. Uns aber ist es — wie es ist — ein Dankgebet und einen Festtag wert.

Aber Dankbarkeit ist freilich nicht die erste Tugend der Nationen, wenn auch ein sittlich entwickeltes Volk nicht ohne sie gedacht werden kann. Denn notwendiger, als rückwärts zu schauen in die Vergangenheit, ist es, die Gegenwart kräftig zu erhalten und den Bau der Zukunft zu rüsten. Auch könnte Deutschland mit einigem Rechte sagen, daß es jener Pflicht bereits Genüge gethan in einer Weise, die den Ruhm seiner verdienten Männer sicherer erhalte, als die wechselnden Bilder und Vorgänge eines festlichen Tages. Erheben sich doch allerwärts in Thälern und auf Höhen, in geräuschvollen Gassen, wie im wehevollen Schweigen der Friedhöfe, die eisernen und steinernen Mäler, den Ruhm der Lebenden und die unvergängliche Ehre der Toten zu preisen. Und es sind nicht die Ersten und die Bornehmsten allein, deren Namen da leuchten zu ewigem Gedächtnis: keiner ist so niedrig oder so arm geboren, wofern er nur teil gehabt hat an den Großthaten dieser Zeit, dem nicht ein sichtbares Zeichen die Dauer über seinen Opfertod hinaus verbürgte.

Doch das Recht des Sedanfestes liegt in seiner Bedeutung für die Erziehung und Bildung der Nation und nicht zuletzt

für ihr ehrenhaftes Dasein, und wäre nur die Wahl geblieben, das deutsche Land mit den prunkenden Beweisen patriotischer Erkenntlichkeit zu füllen, oder jenen lebendigen Segensquell zu verschließen, dann war es besser, die Denkmalsteine blieben ungebroschen in ihrem Schacht und aus dem Eisen der Adler und Kreuze wurden Geräte für die alltäglichen Zwecke des höchst praktischen und nüchternen Lebens gegossen. Die Schatten unserer Toten würden zufrieden gewesen sein, wenn auch nur die schlichte Tafel mit dem Ehrenkreuz im heimatlichen Gotteshause ihre Namen bewahrt hätte, gleich den Namen ihrer Väter von 1813 und 14.

Zunächst ist Derer zu gedenken, die im eigentlichen Sinn erzogen werden sollen für eine nützliche Thätigkeit im engeren wie im öffentlichen Leben. Oder ist es nicht stets und bei allen Völkern eins der fruchtbarsten Mittel der Jugendbildung gewesen, daß man Knaben und Jünglinge hinwies auf die vorausgegangenen Geschlechter und sie ermahnte, es ihnen gleich zu thun und zu werden wie sie? Und ist unter den großen Begriffen, an denen die Kraft des Gemütes und die selbstverleugnende Hingabe des Willens empowächst, nicht der des Vaterlandes einer der ersten?

Keines Volkes Jugend aber muß mit solcher Entschiedenheit auf erhabene Vorbilder verwiesen und gelehrt werden alle Kräfte in den Dienst der Heimat zu stellen, als die deutsche, und die deutsche Jugend gerade dieser Zeit. Ist sie doch die Erbin hoher Güter und voraussichtlich berufen, ihr Leben lang zu schützen, was ihren Vätern nur zu erkämpfen vergönnt war; hoffentlich auch im friedlichen Dienste der Menschheit die höchsten Aufgaben eines Kulturvolkes zu erfüllen. Doch eben weil sie die Jugend ist, bedarf sie auch wiederum eines Sichtbaren, an dem ihre Kräfte sich nähren und entzünden; einer allgemeinen, sie selbst umfassenden Feier mit ihrem Jubel und Gepränge, mit ihrer Achtung vor patriotischen Verdiensten, mit ihrem ermahnenden und begeisternden Wort. Zwar hat die Sitte in allen deutschen Staaten an den Geburtstag des Landesherren eine ähnliche Feier geknüpft und es liegt uns um so

ferner, in der Treue der Bevölkerungen gegen ihre angestammten Fürsten eine Änderung zu wünschen, als wir wissen, was das gesamte Vaterland seinen Regentenhäusern von früher her schuldet, und fast mehr noch in den entscheidungsvollen Tagen der jüngsten Epoche schuldig geworden ist. Aber solchen Festen eignet an sich ein natürlicher Zug der Unterscheidung und selbst des Gegensatzes, während es vor allem gilt, im öffentlichen Bewußtsein dem Höheren vor dem Geringeren, dem Allgemeinen vor dem Besonderen seinen Platz zu sichern. Und das vermag nur ein regelmäßig wiederkehrender alldeutscher Festtag, der mit einem breiten Teil seines Grundes in der Jugend und in der Schule steht.

Fortgeschrittene Geister haben sich seit Jahren bemüht, dieser neue Gebiete zu erschließen, aus denen nach ihrer Meinung das Heil der kommenden Geschlechter quillt. Der hat ihr ein Kollegium über die Verfassung, jener über das Privatrecht, ein dritter über die Uranfänglichkeit des Kohlenstoffes vorgeschlagen. Uns erscheint es besser, wenn sie lehrt, daß wir ein großes und einiges Vaterland haben, und warum wir es haben.

Aber auch das fertige Geschlecht unserer Zeit braucht seine nationale Feier. Man erinnert sich, wie nahe ihm die Gefahr getreten war, daß ganze Bevölkerungsklassen ihren Sonntag verloren, bis die Wissenschaft nachwies, daß, wer sechs Tage im Schweiß des Angesichts sein Brot gegessen habe, am siebenten ruhen müsse, und daß der physische und sittliche Ruin aller die unvermeidliche Folge einer rücksichtslosen Ausbeutung fremder oder eigener Kräfte sei. Was aber einem großen Teile des Volkes der wöchentliche Feiertag seiner religiösen Gemeinschaft, das ist allen in seiner Weise auch der jährliche politische. Er löst die Ketten, in denen der enge Kreis der Pflichten tagtäglich den einzelnen gebunden hält, und gönnt ihm eine freie Erhebung zum Allgemeinen und Ganzen. Er lenkt den Blick von der Sorge um das äußere Dasein, dessen Sicherung zunächst und am dringendsten in dem Verbande der Staaten gesucht wird, auf die idealen Güter des Lebens. Er hebt für seine

Dauer alles Trennende auf, es heiße Stand oder Herkunft, Beruf oder Glaube, und lehrt die einzelnen fühlen, daß sie fmmtlich Kinder eines Stammes sind, zu gleichen Zielen berufen, berechtigt und verpflichtet zu einander zu stehen, wie dereinst in der fortreisenden Bewegung großer Zeiten und Ereignie, so auch in den kleinen Nöten einer langsamen und nicht alle gleich befriedigenden Entwicklung. Und gerade solcher Mahnung in feierlicher Stunde dürfte Deutschland trotz aller Lehren seiner Vergangenheit noch manches Jahr bedürfen.

III.

Oder meint man etwa, daß in der Feier selbst Momente lgen, die jenen erziehlichen und sittigenden Einfluß zu stören geeignet seien? Daß der stets erneute Hinblick auf nationale Thaten und Erfolge nur den Geist der Selbstbespiegelung und des schrankenlosen Hochmutes groß ziehen werde? Dem gegenüber darf gerade, wer auch für die Schwächen seines Volkes ein offenes Auge besitzt, kühnlich behaupten, daß keine Nation der Erde so wenig Anlagen zu hoffrtiger Erhebung über andere hat als die deutsche; die Geschichte der Vergangenheit beweist zur Genüge, wie weit über alle berechtigten Schranken hinaus sie in entgegengesetzter Richtung gegangen ist. Wie sehr man auch nach staunenswerten Triumphen bereit war bescheiden von der eigenen Kraft zu denken, das steht aus den ersten Tagen des großen Jahres noch lebendig in der Erinnerung der Zeitgenossen: den Franzosen hatten schon die „Wunder“ von Mentana die Köpfe wirklig gemacht, Preußen-Deutschland rechnete trotz der wirklichen Wunder des sieben-tägigen Krieges und trotz des größeren seiner im Sturm vollzogenen Einigung mit der Wahrscheinlichkeit anfänglicher Niederlagen und erwartete den endlichen Sieg weit mehr von der Gerechtigkeit seiner Sache, als von einer Überlegenheit über den streitbaren und mächtigen Feind. Und wenn der Deutsche heute im vollberechtigten Gefühl seiner Kraft und sicher, daß er niemals einen ungerechten Krieg beginnen wird, nur ein bedauerndes Achselzucken für den Gegner hat, dem es belieben sollte ihn von neuem anzufallen,

so ist die Befürchtung, er könne die Feier von Sedan zu eitler Selbstverherrlichung benutzen, einfach lächerlich. Woher sollte auch ein Volk, das mit Vorliebe bei seinen Unvollkommenheiten verweilt und gern die eigenen Leistungen herabsetzt, die Veranlassung dazu nehmen? Die Quelle seiner Thaten liegt diesmal wirklich in der Vergangenheit. Wessen es sich aus den Tagen des großen Krieges rühmen darf, Heldennut und Menschlichkeit, sind nicht ausschließlich deutsche Tugenden. Glänzende Tapferkeit hat auch der Gegner bewiesen, und wenn Verzweiflung und tödlich verwundeter Stolz ihn weniger bereit machten zu den Handlungen der Humanität, die dem glücklichen Sieger so leicht wurden, so ist doch auch im feindlichen Lager das stille Samaritertum kein fremder Gast gewesen. Was aber Heer und Volk der Deutschen ausrüstete mit den überlegenen Waffen kriegerischen Geschickes, physischer und geistiger Energie, das ist das Werk der vorigen Geschlechter gewesen, die Frucht ihrer Lehren und Mühen, und nicht zum wenigsten ihrer Entbehrungen und Leiden. Die Führer und Erneuerer Deutschlands selbst sind uns herübergekommen aus jener Epoche des Harrens und der vorbereitenden, geduldigen Arbeit, die in ihren Personen sichtbar an diese der glänzenden Erfüllung sich knüpft.

Sollten aber die Sieger von Gravelotte und Sedan sich wirklich einmal versucht fühlen mit ihren eigenen Thaten zu prahlen, dann wird es genügen, sie an das Beispiel erhabener Demut zu erinnern, das für alle Zeit unsterblich bleiben wird im deutschen Volke. An das Beispiel des greisen Heldenkönigs, der sich und die Seinen nur als das Werkzeug höherer Fügung betrachtete und in der Fülle der Triumphe seine Kniee beugend bekannte: nicht mir, nicht uns — dem Herrn allein die Ehre!

Nein, die Fahnen, die am Tage von Sedan durch die festlich geschmückten Straßen ziehen, sie werden Symbole sein der fröhlichen Entschlossenheit, mit der ihre Träger und Begleiter auch künftig das erworbene Kleinod zu verteidigen bereit sind, nichts weiter. Und die Kränze, die wir zu den Gräbern und Denkfäulen der Gefallenen bringen, sie werden Ehre den

Toten, nicht Haß und Rache den Lebenden verkünden. Und keiner von den Rednern, die ihre Stimme erheben auf festlich geschmücktem Marktplatz, wie vor der Front der Regimenter, auf dem Katheder der Schulen, oder im Predigtstuhl des Gotteshauses, wird seinen Hörern sagen, wie so herrlich weit sie es gebracht. Sie werden Zeugnis ablegen für die Führer und Rufer im Streit, für jene, die dereinst litten um der Zukunft des Vaterlandes willen, wie für alle, die gekämpft haben mit Wort und Schwert für seine Einigkeit und Größe. Sie werden ihnen sagen, daß Deutschland nur durch ernste und mühevolle Arbeit hat wachsen können, und daß es gleicher Anstrengungen bedarf, um das Gewonnene zu erhalten. Und ihr letztes Wort und der Gedanke, der alle Herzen am tiefsten bewegt, wird jederzeit lauten: Gott allein die Ehre!

Drittens aber schützt unseren nationalen Festtag seine hervorragende Wichtigkeit auch für Deutschlands äußere politische Stellung. Gerade weil er einen Waffenstillstand zwischen kämpfenden Meinungen, die wenn auch vorübergehende Beseitigung aller Unterschiede und Gegensätze angesichts der einen großen Idee vom gemeinsamen Vaterlande und seiner gegenwärtigen oder künftigen Herrlichkeit bedeutet, war er gleich dem blanken Schilde, den Germania zum Schutz, und wo es sein mußte, zum Truze den fremden Völkern entgegenhielt. Und dieser Schild sollte fortan im Winkel stehen, vielleicht alle zehn oder fünfzig Jahre einmal hervorgeholt werden, auf die Gefahr hin, daß wir uns dann vergeblich bemühen, den Kost von seiner einst so reinen Fläche zu tilgen? Daß Deutschland nirgends außer sich selber einen aufrichtigen Freund besitzt, daß es ein halbes Säkulum hindurch sich allezeit bereit halten muß, mit dem Schwerte zu schützen, was die Jahre 1870 und 1871 ihm errungen haben, das hat ein Mund gesagt, dessen sparsam zugewogenen Worten die gesamte Nation voll Ehrerbietung zu lauschen pflegte. Daß an einer Stelle zumal noch unverminderter Haß uns belauert und gierig nach der Gelegenheit zur Rache späht, ist niemandem ein Geheimnis, und wer etwa sonstigen Zeichen gegenüber seine Unbefangenheit zu wahren ver-

mochte, den haben doch sicherlich die scharfen Klänge emporgeschreckt, die immer wieder herausfordernd über Rhein und Vogesen herüberdringen, von dem pathetischen, mit Stürmen des Jubels begrüßten Rufe von Vitry le Français: „daß Frankreich den Frieden ohne Prahlerei, aber nicht den Frieden ohne Hoffnung wolle!“ bis zu den Kronstadtaden der jüngsten Zeit, insbesondere den Kommentaren zu dem großen Friedensfeste von Kiel. Andererseits aber kennt man dort, wo die Liebe zu Deutschland mit den Leuten aufsteht und zu Bette geht, allen großen und kleinen Sammer unserer inneren Politik, nur, dessen dürfen wir sicher sein, hundertfach verschlimmert und verzerrt. Die erzwungene Heeresfolge, die andere Staaten dem übermächtigen und gewaltthätigen Preußen geleistet, wird dem Gallier noch lange ein unerschütterliches Dogma bleiben; daß aber wirklich der Einfluß der deutschen Vormacht im Schwinden begriffen ist, das ergibt sich ihm leicht aus dem Chorus unzufriedener Stimmen im Norden und Süden, aus der ihm unbegreiflichen Beschaffenheit der Reichstagsmajorität, aus den gern geglaubten Fabeln von allerhand Verstimmungen zwischen Haupt und Gliedern. Und wenn die deutsche Politik nach Bismarcks unvergänglichem Vorbilde bewirkt hat, daß die Beziehungen der beiden Länder zeitweise an Spannung verloren, hier und da sogar den Schein friedlicher Annäherung gewannen, so wird doch kein deutscher Fürst oder Staatsmann sich mit der Hoffnung tragen, den alten Gegner, wie dereinst das stamm- und gesinnungsverwandte Österreich, in einen treuen Freund verwandeln zu können. Genug, wenn ihm von Jahr zu Jahr der Vorwand oder die Fähigkeit genommen wird, einen neuen Krieg schamlos vom Baune zu brechen, bis zuletzt die allmächtige Zeit den Abgrund ausfüllt, der zwischen zwei großen Nationen zum Schaden beider und nicht zum Vorteil für die Menschheit sich aufgethan hat. Können sanfte Mittel schneller zu diesem Ziele führen, so wird Deutschland auf solchem Wege seinen Führern noch freudiger folgen als auf dem blutigen Pfade der Schlachten. Aber niemals vergessen zu wollen, daß Frankreich nach einem halben Jahrhundert noch

um Rache für Waterloo geschrieben hat, oder auch nur eine der Waffen aus der Hand zu legen, die dem Vaterland in ernsterer Stunde zu dienen geschickt sind, wäre sträflicher Leichtsin.

Und nun mag das deutsche Volk seinen Festtag, den es als seinen eigensten feierlich vor aller Welt verkündigt hat, fallen lassen — was wird die Folge sein? Wird man nicht diesen, einer ehrgeizigeren Nation völlig unverständlichen Vorgang mit Jubel begrüßen jenseits der Vogesen und auch wohl an manchem anderen Orte, als das Zeichen, daß wirklich die nur durch Arglist und Zufall geschlungenen Bande sich lösen? Wird man nicht gar die Stunde für gekommen erachten, wo es nur einer guten Lockpfeife und etwa noch der Spitze einer französischen Armee an den Grenzen bedarf, um sofort über den Heerbann sämtlicher Mittel- und Kleinstaaten zu verfügen — die Stunde, wo ein festes Zugreifen alles Verlorene wiederbringt? Und wie herrlich ließe sich dann von „dem Steinchen“ reden, „das die Ferse des Kolosses zertrümmert“, oder von „der in den Dingen wohnenden Gerechtigkeit, die ihren Tag und ihre Stunde kennt!“

IV.

Also nicht aufgeben, nicht verkümmern lassen soll Deutschland das von ihm selbst geschaffene Symbol seiner nationalen Einheit. Vielmehr, wenn die Hochflut patriotischer Begeisterung es jetzt wieder einmal emporträgt zum sichtbaren Zeichen für alle Völker, so soll sie es auch auf dieser Höhe erhalten, bis an das Ende der Zeiten oder doch des deutschen Reichs! Dabei würde es uns übrigens — um auch diesen oft umstrittenen Punkt zu berühren — nicht auf das Datum angekommen sein. Wir hätten auch den 4. oder 6. August, als Tage der ersten Siege, den 18. Januar oder den 10. Mai uns gefallen lassen. Wir sind nicht einmal reaktionär genug, um bei einem „Verfassungs-Begründungs-Fest“, wie es zum Andenken an die Eröffnung des ersten neudeutschen Reichstags irgendwo empfohlen worden ist, von unseren Stammesgenossen uns trennen zu wollen.

Vor allem wäre der Geburtstag des deutschen Kaisers

uns willkommen, obwohl er für viele, die doch mitzusprechen ein Recht haben und die ihn neben dem Gedächtnistage nationaler Thaten freudigen Herzens mitzufeiern bereit sind, in seiner Ausschließlichkeit ein zu preußisch-dynastisches Gepräge tragen würde, und obwohl — auch die deutschen Kaiser sterblich sind und voraussichtlich verschiedene Geburtstage haben werden.

Aber das deutsche Volk hat nun einmal den 2. September erkoren. Das Volk selbst, denn ein weiser Sinn hat es vermieden, von maßgebender Stelle herab auf seine Entschlüsse einzuwirken. Und wer, der verständnisbereit und verständnisfähig teilgenommen hat an den Vorgängen des großen Jahres, wer, dem nicht heute pessimistischer Trübsinn oder schlechter Wille die Klarheit der Erinnerung trübt, müßte diese Wahl nicht als eine notwendige und gerechte preisen? Sie nicht gerade darum so nennen, weil sie hervorging aus dem freien, noch durch keine Erörterungen und kühlen Erwägungen verkümmerten Gefühl für das wahrhaft Bedeutende? Einem befreienden Blitze gleich und mit der ganzen Macht eines Ungehofften und kaum Geglaubten war die Kunde der ersten Siege in die Nacht unserer Sorge gefallen, und so war denn von einer Bangigkeit um den Ausgang auch schon vor dem 2. September kaum noch die Rede. Gewaltiger als das Ringen um die kleine Festung an der Maas, gewaltiger durch die Zahl der beteiligten Kämpfer, wie durch den auf beiden Seiten entwickelten Heroismus, gestalteten sich die Riesenschlachten vor Metz. Imponierender selbst, als die Zahl der 80000 bei Sedan Gefangenen, war die unerhörte Ziffer von 180000, die der Fall der lothringischen Hauptstadt in die Hände der Deutschen gab. Glänzender endlich und wichtiger, der eine durch den idealen, der andere durch seinen materiellen Gewinn, mußten die Tage der Kaiserproklamation in Versailles und des Frankfurter Friedensschlusses erscheinen. Und doch brachte keiner von ihnen, keins von allen jenen bedeutungsvollen Ereignissen einen gleichen unmittelbaren Eindruck im ganzen Vaterlande hervor. Wer weiß es nicht noch? Es war kein Jubeln mehr, es war ein Taumel, ein

wechselseitiges Umarmen, ein Weinen und Lachen in der Stille der Häuser, wie draußen auf Markt und Straßen! Jeder Unterschied der Stände schien verwischt, es gab keine Armen und Reichen, keine Fremden oder Vertrauteren mehr, nur Brüder und Schwestern, Kinder eines Volkes, Ein Haus und Eine Gemeinde!

Diese überwältigende Größe der Empfindung aber knüpfte sich hauptsächlich an Einen Vorgang: die Gefangennahme des französischen Kaisers. Nicht als ob man dessen Person auch nur vorübergehend als einen so unschätzbaren Gewinn für die eine oder einen so unerfesslichen Verlust für die andere Partei betrachtet hätte. Denn die Bedeutung Napoleons III. war in seinen kriegerischen Unternehmungen niemals und wahrlich am wenigsten in dieser größten und letzten hervorgetreten. War man aber unmittelbar nach dem wunderbaren Ereignisse noch geneigt, in dem persönlichen Mißgeschick des französischen Herrschers gleichzeitig das augenfällige Walten der Nemesis, die Strafe für einen von ihm allein verschuldeten Frevel zu erblicken, so hatte man zwei Jahre später, wo zuerst mit voller Entschiedenheit der 2. September zum nationalen Festtag erklärt wurde, die Schuld mit besserer Erkenntnis bereits zwischen ihm und seinem Volke geteilt. Nein, was schon zu Anfang der wesentlichste, später der alleinige Grund des Vorzuges war, den Deutschland dem Tage von Sedan zuerkannte, das war der Sturz des im Hause Napoleon inkarnierten Galliertums, die rächende Demütigung des Principis, durch das allen germanischen Stämmen, insbesondere aber Preußen und seinem Königshause, dessen edelste Gestalten längst zu den Lieblingen des ganzen Volkes gehörten, von jeher am wehesten geschehen war.

„Hätte die Königin Luise das erlebt!“ rief Gneisenau nach den Erfolgen des Jahres 1813. „Vergeltung für die Königin Luise!“ so regte es sich in tausenden von Herzen, erklang es laut und leise von unzähligen Lippen, als der Tag von Sedan den großen Ring von Schuld und Sühne zu schließen schien, in dem ihr Bild wie der eine unvergängliche Thräne und zugleich den Triumph des ewig Schönen und Reinen über das

irdisch Gemeine bedeutende Demant leuchtet. Und wie die Roheit des ersten Napoleon die herrlichste deutsche Frau, die unvergeffene Märtyrerin und Prophetin ihres Volkes, zu Grunde gerichtet, so hatte neuerdings die Frivolität des dritten das greise Haupt ihres Sohnes beschimpft, in dem man nach seinen Eigenschaften und seinen Thaten den geborenen Schirmherrn deutscher Ehre, den Vertreter des gesamten Vaterlandes erblickte. Da konnte denn der rächende Fall nicht tief genug sein, und je mehr Lächerlichkeit mit der Tragik sich verband, desto größer war die nationale Genugthuung. Auch die Ironie der Geschichte kam zu ihrer vollen Geltung in der Wahl des 2. September zum Feiertag des deutschen Volkes.

Mit welcher inneren Notwendigkeit gerade diese Wahl sich vollzogen hat, beweist schließlich ein Umstand, der nur scheinbar von untergeordneter Bedeutung ist. Der Tag fällt regelmäßig in die Zeit der großen Herbstübungen unseres Heeres, das heißt mit anderen Worten: die Städte des Reiches entbehren ihre Garnisonen, viele Festkreise sind gezwungen, auf das belebende Element einer guten Musik zu verzichten, und wer schon einmal in der Lage gewesen ist, ein geeignetes Programm für den Sedantag mit entwerfen und durchführen zu sollen, der weiß, was gerade dieser letzte Punkt zu bedeuten hat. Eine nationale Feier ohne „das Volk in Waffen“ ist für uns Preußen zumal fast ein innerer Widerspruch. Und wenn trotzdem ein Schwanken nicht stattgefunden hat, dann muß für die allgemeine Empfindung der Tag, wie kein anderer, geweiht und bedeutungsvoll sein.

In der That hat sich gerade in den schlichteren, spitzfindiger Klügelei unzugänglichen Kreisen der 2. September sein Vorrecht gesichert. Unsere Bürger und Landleute wissen nichts von einem 18. Januar oder 10. Mai; zum mindesten gehen diese Tage, wo kein besonderer Hinweis erfolgt, spurlos an ihnen vorüber. Aber Sedantag und Sedanfest sind Begriffe geworden, die zum Schatz ihrer Vorstellungen und ihrer Sprache gehören.

Wem jedoch diese Erwägungen nicht auszureichen scheinen,

der möge auch die praktische Seite der Frage, die Möglichkeit, der nationalen Feier den würdigsten und zweckmäßigsten Charakter zu verleihen, beachten. Ein Volksfest darf vor allem nicht an räumliche Enge gebunden oder losgelöst werden von einer sympathisch gestimmten Natur. Es will den freien Himmel und den unbeschränkten Raum, und fordert, daß zugleich die äußere Welt ein heiteres Antlitz und ihr Festkleid zeige. Damit scheidet auch unter diesem Gesichtspunkte der 18. Januar ohne weiteres aus; es würde auch ausscheiden nach menschlichem Ermessen und Hoffen für das nächste halbe Jahrhundert der Geburtstag des deutschen Kaisers, wenn man auf diesen zurückkommen wollte. Andere Vorschläge können füglich außer Frage bleiben, dagegen hätte den 10. Mai alles empfohlen, in mancher Beziehung selbst vor dem Sedantag. Da prangt die Natur, nach dem Unrecht unserer Breiten wenigstens, in ihrem schönsten und lieblichsten Schmuck; da ist auch das Menschenherz selbst, wie zu keiner Zeit des Jahres, in Festesstimmung und jeden erhebenden Eindruck zu empfangen bereit. Dazu kommt, daß kein wichtiger Stand der Nation durch seine Berufspflichten verhindert wäre, der gemeinsamen Feier sich anzuschließen. Ferner, daß die Wahl des 10. Mai nicht nur denen gefallen hätte, die nun einmal das Gedächtnis einer „Schlacht“ zu feiern sich sträuben — und ohne Zweifel kann die „Kapitulation“ des 2. September auch in der Erinnerung nicht völlig getrennt werden von den blutigen Kämpfen der vorausgehenden Tage — sondern in gewissem Sinne uns allen, die wir den Friedensschluß als den schönsten Teil selbst des ruhmvollsten Krieges betrachten. Endlich findet der 10. Mai Deutschlands gesamte Jugend, von der Volksschule bis zur Universität hinauf, an Ort und Stelle. Sollte durchaus eine Änderung erfolgen, so konnte nur er den 2. September ersetzen.

Aber die Umstände sprechen schließlich doch auch in diesen äußeren Beziehungen für unsern jetzigen Nationalfeiertag. Der Herbstmonat bringt erfahrungsgemäß die beständigste Witterung, während der „Wonnemonat“ nur ausnahmsweise seinem volkstümlichen Namen Ehre macht. Die erste Vorbedingung für ein

Fest aber dürfte doch wohl die sein, daß mit einiger Sicherheit auf sein Zustandekommen gerechnet werden kann. Dazu tritt der gerade für eine Feier solcher Art unschätzbare Vorteil, daß im September, nach dem Abschluß der Ernte, Fluren und Felder den Teilnehmern zugänglich zu machen sind, während im Mai das gerade Gegenteil stattfindet. Endlich liegt der Sedantag in der Zeit des Jahres, in der auch unsere altgewohnten Volksfeste in Stadt und Land der Mehrzahl nach sich abzuspielen pflegen.

Und dieser zufällige (oder auch in natürlicher Weise zu erklärende) Umstand gewinnt dadurch erhöhte Bedeutung, daß wiederum der größte Teil des heranwachsenden Geschlechtes im Bereich seiner Bildungsstätten, inmitten der gewohnten Thätigkeit sich befindet. Leider nicht das ganze; doch wo veraltete Ferienordnungen dem entgegenstehen, sollten sie eben dem hohen Zweck zuliebe beseitigt werden. Denn ohne die Jugend kein rechtes Fest, aber ohne das Fest auch keine rechte deutsche Jugend!

Übrigens ist gerade in diesem Jahre seitens der preußischen Verwaltung eine bedeutsame Maßregel getroffen worden, die nur die verdiente Würdigung noch nicht gefunden hat. Bisher war die Feier des Sedantages lediglich gestattet, für die höheren Lehranstalten insbesondere den Direktoren „anheimgegeben“. In Zukunft haben alle Staatsgebäude am 2. September die Dienstflagge aufzuhissen. Ein paar Fahnen thun es ja nicht; aber mit dieser Anordnung ist zum erstenmal der Feier des deutschen Nationalfesttags ein amtlicher und verbindlicher Charakter seitens einer Staatsregierung beigelegt worden. Möchten dem Beispiel des mächtigsten Bundesgliedes auch die übrigen unter dem Beifall des gesamten Volkes sich anschließen, damit Deutschlands Ehrentag nicht im Jahre 1895 ein unrühmliches Ende finde, sondern die Kraft zu neuem Aufschwung und zu dauerndem Bestand gewinne!

V.

Es bliebe noch ein Wort darüber zu sagen, wie das Sedanfest etwa äußerlich zu gestalten wäre, um einigen untergeord-

neten, aber nicht ganz grundlosen Bedenken zu begegnen. Unsere Zeit, der aller Widerspruch wohlmeinender Träumer ihre Eigenart nicht zu nehmen vermag, gestattet allerdings den Völkern nicht sich viele Feiertage zu machen, und selbst für die idealsten Zwecke hat das ruhelos schaffende und hastende Leben nur selten ein paar Stunden übrig. Aber die Opfer, die der Patriotismus in diesem Falle verlangt, sind so bescheidener Art, daß sie kaum noch diesen Namen verdienen.

Erleichtert wird die Durchführung der Sache schon durch den „glücklichen Zufall“, von dem oben die Rede war. Warum können nicht Kirchweih und Erntekranz der ländlichen Bevölkerung, wie das Bürgerschießen der Städte, mit dem nationalen Feiertag vereinigt werden? Warum nicht auch die Sänger- und Turnfeste, für die gleichfalls der Spätsommer die herkömmliche und passendste Zeit ist? Mit den Verbandstagen der deutschen Kriegervereine, für die freilich eine solche Lösung am nächsten lag, ist das ohnehin wohl schon vielfach geschehen. Es wird dadurch an Zeit und gewiß auch an Volksvermögen gewonnen, und doch beiden Zwecken, dem besonderen, wie dem allgemeinen, Genüge gethan. Am wenigsten kann von einer Schädigung des nationalen Gedankens die Rede sein, denn nicht auf den ausschließlichen Charakter des Festes kommt es an, sondern nur darauf, daß überhaupt ein Tag vorhanden sei, an dem bei Bürger und Bauer, bei Regierten und Regierenden das Gefühl der Zugehörigkeit zu dem menschlich erhabensten Bunde in seine vollen Rechte tritt. Aber auch der liebgewordenen Gewohnheit der einzelnen Orte und Gemeinden bliebe ihr begründeter Anspruch gewahrt, und wenn die patriotische Handlung selbstverständlich den Mittelpunkt des Ganzen bildet, so würde doch jeder es mit Genugthuung begrüßen, wenn das bescheidene heimatliche Fest zugleich eine allgemeine Bedeutung und einen tieferen Inhalt empfinde. Und übrigens ist es nirgends verwehrt, einen zweiten oder selbst einen dritten Tag ausschließlich dem herkömmlichen Zwecke zu widmen; nimmt doch jetzt manches „Schützenfest“ eine halbe Woche und mehr in Anspruch.

Auch einem zweiten Einwande kann zum Teil schon damit

seine Kraft genommen werden. Denn freilich ist nicht zu bestreiten, daß der Aufzug der Gewerke und Vereine mit ihren Fahnen und Sinnbildern, dem „die Spitzen der königlichen und städtischen Behörden“ sich anschließen oder vorausgehen, kaum imstande ist, jedes Jahr die nämliche patriotische Erhebung hervorzurufen. Und damit allein kann es entschuldigt werden, daß solche Festzüge neuerdings überhaupt seltener geworden sind. Verbindet sich aber mit diesem oder einem ähnlichen Akt der bunte Wechsel volkstümlichen Treibens, dem bald die historische Überlieferung, bald die Besonderheit örtlicher Sitten und Scenerien ein eigenartiges Gepräge verleiht, dann sind Einförmigkeit und Ermüdung ausgeschlossen.

Vielleicht empfiehlt es sich, in dieser Beziehung noch einige praktische Vorschläge zu machen. Es soll dabei keinen Augenblick an der Wahrscheinlichkeit gezweifelt werden, daß überall Personen sich finden, die willig und geschickt sind zur Abfassung eines brauchbaren Festprogramms. Auch gegen „Galvanisierungsversuche“ verwahren wir uns, aber gerade im Jahre 1895 wäre es ein leichtfertiges Vertrauen auf die „Lebenskraft der Idee“, nur das Geringste zu versäumen, was zur Rettung des Tages selbst beitragen kann. Und seine Bedeutung wird doch in aller Augen nur gewinnen, wenn der einzelne nachweist, wie unerschöpflich an Fruchtbarkeit und Gestaltungskraft er ihm erscheint.

Gewisse Bestandteile und charakteristische Züge der Feier würden allerdings in jedem Jahre wiederkehren müssen. Das gesprochene und gesungene Wort, die Ausschmückung der Ortschaften überhaupt, wie der geschlossenen und der freiliegenden Räume, an denen die verschiedenen Teile der Festlichkeit sich abspielen, werden nie zu entbehren sein. Rathhäuser, Kirchen und Schulen, als Mittelpunkte der wichtigsten Lebensgemeinschaften, werden regelmäßig ihre Stelle zu beanspruchen, aber auch auszufüllen haben. Neben der bürgerlichen Gemeinde sollte auch das Heer — unter den einmal feststehenden Verhältnissen jede Truppe in dem ihr zunächst gelegenen Orte — als Teilnehmer an der Festhandlung auftreten. Ebenso selbstverständlich ist die Verwendung gewisser leitender Begriffe. Einer Dreierheit

vor allen: des dankenden Aufblicks zu Gott; des Dankes gegen die lebenden Meister und Genossen des Werkes (der freilich nach dem unerbittlichen Naturgesetz einmal verstummen wird); der dankbaren Achtung für die Toten. Dazu die Mahnung an das gemeinsame Vaterland und in jedem einzelnen deutschen Staate an die Grundlage der besonderen politischen Gemeinschaft, wenn auch nur als eines Gliedes am Ganzen.

Solche feststehende Elemente jährlich in ein neues Gewand zu kleiden und durch mannigfachen Zierat zu heben und zu verbinden, wird die Hauptaufgabe für die ordnenden Kräfte des Tages sein. Nur Eins verträgt und beansprucht keine Mannigfaltigkeit: die Feier an heiliger Stätte. Diese muß kurz und einfach sein, ein wie das andere Mal, gleichsam nur der stimmende Akkord, der dem Feste die Weihe giebt und, es bedeutungsvoll eröffnend, durch seinen ganzen Verlauf eine heiligende Wirkung tragen und auch mitten in der lebhaftesten Fröhlichkeit verhindern wird, daß Gemeines sich eindränge. Früh am Morgen Glockengeläut und ein Choral von den Türmen; dann ein Lied der Gemeinde oder des Kirchenchors und ein herzliches Gebet des Geistlichen, das genügt. Findet sich doch auch in späteren Stunden immer wieder die Gelegenheit, an das Ewige in Menschenthät und Völkerschicksal, an den in der Geschichte und ihrer jüngsten gewaltigen Schöpfung sich offenbarenden Lenker der Dinge zu erinnern und erinnert zu werden.

Anders steht es um den Festzug. Auch ihn mögen wir in keinem Falle missen, ist doch der durch die ältesten Überlieferungen aller Kulturvölker geheiligten Handlung, selbst wo sie in den bescheidensten Grenzen sich hält, unverkennbar der Charakter besonders freudiger und in gewissem Sinne selbstverleugnender Begeisterung aufgeprägt. Man braucht nur daran zu denken, daß es vorzugsweise der angesehenere und in jedem Falle der wohlhabendere Teil der Bevölkerung ist, der dem anderen zum Schauspiel zu dienen pflegt, um zu begreifen, daß allein die siegreiche Kraft des Gedankens ernste Männer in Amt und Würden, ältere Leute, deren körperliche Haltung und Erscheinung nicht immer für ein öffentliches Paradiereen geeignet

ist, bestimmen kann, in geschlossenen Reihen und nach dem Takte einer am Sedantage überdies oft recht kläglichen Musik die Straßen zu durchziehen. Nimmt man dazu die ungünstige, nach Form und Farbe gegen alle Gesetze der Schönheit sich sträubende Art unserer modernen Männertrachten, so wird man zugeben, daß der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen in diesem Falle nicht nur sehr schnell, sondern auch sehr oft gethan wird. Aber gleichwohl leuchtet dieses Erhabene so unverkennbar durch alle Mißverhältnisse des Zufälligen hindurch, daß es um jeden Preis gerettet und nach Möglichkeit von den Nebendingen, die seine Wirkung stören, befreit werden muß.

Das wird einmal geschehen durch reichliche Verwendung heiterer und harmonisch verbundener Farben, dann durch Vertiefung und Entwicklung der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee, endlich durch öfteren Wechsel im äußeren Charakter der Handlung*). Schon die Beteiligung des Militärs — nicht bloß einzelner Offiziere, wie der Regel nach bisher zu geschehen pflegte — wird einen solchen belebenden Einfluß üben, wenn auch nicht behauptet werden soll, daß alle Uniformen unseres wackren Heeres vom ästhetischen Gesichtspunkte aus die gleiche befriedigende Wirkung üben. Selbst die bescheidenste Zusammenstellung aber: das freudige Rot im Verein mit dem dunklen und ruhigen Blau, dazu der von den Metallteilen der Monturen und Waffen ausgehende Glanz wird das Auge anregen und die Stimmung

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß die nachstehenden Vorschläge hauptsächlich die Verhältnisse der mittleren und kleineren Städte, sowie des platten Landes, und damit allerdings des weitaus größten Theiles der Nation, sowie die bescheidenen Mittel, die gewöhnlich für solche Zwecke verfügbar sind, ins Auge fassen. Die Großstädte werden auch in diesem Fall ihre eigenen Gesetze haben; ein gemeinsames Fest für die gesamte Bevölkerung dürfte auf große Schwierigkeiten stoßen und in der Regel durch eine Reihe von Einzelseierlichkeiten innerhalb der Bezirksvereine zu ersetzen sein. Andererseits wird es dort, wo künstlerische Kräfte oder bedeutende Summen zur Verfügung stehen, selbstverständlich nicht schwer fallen, Glänzenderes und Geschmackvolleres in den Einzelheiten zu leisten. Die Grundanschauungen aber, wie wir sie oben zu entwickeln versucht haben, verdienen unter allen Umständen Berücksichtigung.

erhöhen; daß dabei zugleich die feste Haltung der Soldaten sich mehr oder weniger dem ganzen Zuge mitteilen wird, zu reichlichem Gewinn für seine Würde, bedarf keines Beweises. Aber auch die bürgerlichen Teilnehmer mögen das Ihrige thun. Wo geschlossene Körperschaften, sei es der Turner und Schützen oder der Gewerke, auftreten, ist auch ohne weiteres die Möglichkeit gegeben, das einförmige Schwarz unserer sogenannten Feierekleider in wohlthuernder Weise zu unterbrechen. Nur muß man die Hauptwirkung nicht durch bunte Einzelheiten, sondern durch breiten Vortrag eines bestimmten Tones, wie er schon in der gleichmäßigen Tracht der erwähnten Vereinigungen, dem Weiß oder Gelb an den Schurzellen einer Handwerkerzunft, auf dem Lande in dem reichlicher erscheinenden Linnen hervortritt, zu erreichen suchen. Mehrfarbige Schärpen sind schon weniger brauchbar; die Anwendung kleiner „Abzeichen“, namentlich der beliebten seidenen Bänder und Schleifen, bringt sogar einen ungünstigen Eindruck hervor, da der Zug durch sie den Charakter des Geputzten und Unruhigen erhält. Ganz anders steht es mit Fahnen und Bannern, deren Anzahl nicht leicht eine zu stattliche sein wird. Nur müssen auch sie durchaus das Kleine und Kleinliche vermeiden; Schillern und Blitzen thut es eben nicht, sondern die Gediegenheit des Stoffes, der klare und ruhige Grundton der Felder. Der ganze Zug aber wird sich gleichmäßig mit grünen Reifern und selbst mit der nämlichen Blume schmücken dürfen. Das Lebendige an der lebendigen Gestalt wirkt von vornherein harmonisch und so gering der bloße Farbeffekt sein mag, so können doch Knospen und Blüten niemals einen dürftigen oder störenden Eindruck machen, am wenigsten, wenn sie, die allein wahrhaft schöne Symbole sind, zugleich als solche oder als Wahrzeichen historischer Thatfachen auftreten. Letzteres gilt vor allem von der „Blume des Kaisers“, deren Anblick so viel edle und ergreifende Vorstellungen erweckt. Gestattet endlich der Charakter des Festzuges die (in jedem Fall erwünschte) Beteiligung der Frauen und Mädchen, so wird die letzte Spur von Einförmigkeit und Kälte getilgt, und dem geschickten Ordner wird es ein Leichtes sein, die gegebene

Mannigfaltigkeit zu einem schönen und einheitlichen Bilde zu verbinden.

Wichtiger noch ist die Idee, die der Festzug in seiner ganzen Folge, oder doch in der den Mittelpunkt bildenden Hauptgruppe zur Darstellung bringen muß. Es wird sich empfehlen, sie jedesmal ausdrücklich in ein paar knappe und klare Worte zu fassen, die an der Spitze des Festprogrammes vorher öffentlich bekannt zu machen sind, damit die Handlung sofort das volle Verständnis der Zuschauer, wie der Teilnehmer finde. Eine mächtige, keiner Erklärung bedürftige Vorstellung liegt allerdings schon in dem gleichzeitigen Auftreten der Bürger und Soldaten. Ein derartiges Zusammenwirken würde deutlicher als alles die Überlieferungen eines Volkes beleuchten, dessen Krieger nichts anderes sind als seine Söhne in Waffen. Aber wenn dieses Verhältnis nach einer besonderen Richtung hin veranschaulicht werden soll, dann ist es notwendig, Mißverständnisse rechtzeitig auszuschließen. Die Gewerke ziehen auf mit ihren Attributen, vielleicht auch mit ausgewählten Erzeugnissen ihres Fleißes; ihnen voraus und zur Seite bewegen sich militärische Gruppen in möglichst beziehungsreicher Haltung und Ausrüstung. Dann heißt die Losung des Tages: „Das deutsche Schwert beschirmt die Künste des Friedens.“ Oder umgekehrt — um nur wesentliches anzudeuten — Mitglieder der bürgerlichen Stände geleiten die anwesenden Militärpersonen und Veteranen, die mit Ehrenzeichen geschmückten an besonderer Stelle; in der Mitte des Zuges auf bekränzten Wagen fahren die Invaliden des großen Krieges: „So dankt das Vaterland seinen Beschützern.“ Und ein anderes Mal wieder führen die Mütter ihre Söhne, die Jungfrauen treten mit Weihgaben in den Händen, die ernstesten Männer (die Mitglieder der Kriegervereine) mit der Waffe früherer Jahre auf, während an der Spitze oder inmitten der Reihen Kaiser und Reich bezeichnende Symbole einherziehen. Dann soll man lesen: „Alles fürs Vaterland.“ An die „helfende Liebe“ zu mahnen, erscheinen im Ehrengelicht die Tröster der Wunden und Leidenden: die Geistlichen und Ärzte, die Krankenträger und Wärter; dazu die Frauen, die in der

Nähe der Schlachtfelder oder daheim sich einst den schönsten der Kränze erwarben: Diakonissen, harmherzige Schwestern, Mitglieder des Bundes vom roten Kreuz. Aber auch andere Beziehungen, als die unmittelbar auf die Ehren und Opfer des Krieges gerichteten, werden durch den Festzug ausgedrückt und der Erinnerung tiefer eingeprägt werden können. Gruppen in verschiedenartigen Landesstrachten, den Farben ihrer engeren Heimat folgend und doch sichtlich zu einem Ganzen vereinigt, werden die „Einigkeit der deutschen Stämme“ verkörpern; andere — ein anderes Mal — aus den Vertretern der beteiligten Kreise bestehend und kenntlich gemacht durch Sinnbilder oder unmittelbar durch geschickte Anordnung, die Segnungen des nun fest und dauernd begründeten Reiches: „Ordnung — Sicherheit — Gerechtigkeit — Bildung — Wohlstand“ darzustellen haben. Dem Erntekranz der Felder mag sich der Erntekranz des Gemeindelebens anschließen: die der Schule entwachsene Jugend des laufenden Jahres, der Reigen fröhlicher Paare, die sich im gleichen Zeitraum den eigenen Herd gegründet haben oder ihn zu gründen im Begriff sind. Auch das mag unmittelbar vorgeführt oder angedeutet werden, was in dem engeren Verbande, der ein Abbild sein soll des großen in Frieden sich entwickelnden Vaterlandes, an Tüchtigem und Gemeinnützigem geleistet worden ist — hier hat man ein Schulhaus gebaut, dort eine Feuerwehr gestiftet — oder der Zug mag sich nach solchen Stätten bewegen, auf denen in der jüngst vergangenen Zeit der besondere Segen rühriger Arbeit und wackren Bürgerfinns geruht hat. Diese Beispiele ließen sich durch „Die Zukunft des Vaterlandes“, „Nährstand — Wehrstand — Lehrstand“, „Ein deutscher Weibefrühling“ und viele andere vermehren; jedenfalls quellen sie für den, der sich nur mit einiger Liebe der Frage annehmen will, in unererschöpflicher Fülle aus dem Begriffe des Festes selbst hervor.

Daß übrigens bei dieser Gelegenheit von keinem persönlichen Vorrechte die Rede sein darf, versteht sich von selbst. Insbesondere müssen während des ganzen Sedanfestes die königlichen Behörden und Beamten auf ihre Sonderansprüche ver-

zichten und ihren Stolz darein setzen, sich schlichte Bürger, gleich allen anderen, nennen zu dürfen, während sie am Geburtstage des Landesherrn naturgemäß in den Vordergrund treten. Wollen sie innerhalb des Festzuges eine besondere Aufgabe erfüllen, so mögen sie den Würdigsten und Tüchtigsten unter den Männern der übrigen Stände, oder, wenn nach dem Festprogramm das „Volk in Waffen“ vorzugsweise geehrt werden soll, den Offizieren, Veteranen und Invaliden das Geleit geben.

Endlich ist auf einen Wechsel auch hinsichtlich des Schauplatzes zu halten. So wird in dem einen Jahre der Festzug sich durch die Straßen des Ortes bewegen, ein andermal dagegen auf einem freien Plane vor ihm sich entwickeln. Im ersten Falle, wo die Handlung sich im unmittelbaren Bereich der vertrauten Heimstätten vollzieht, wo von den Thüren und Fenstern her die Gesichter der Angehörigen den Vorübergehenden sich zuneigen, wird vorzugsweise der Charakter eines Familienfestes, gleichsam einer Zusammenkunft im häuslichen Kreise, zur Geltung gelangen. Wohl werden auch die Namen der Siege, der in glorreichen Tagen gewonnenen oder wiedergewonnenen Nationalheiligtümer bei jeder Wendung des Weges inmitten der die Straßen überspannenden Laubgewinde, oder auf den Schildern der Ehrenportalen dem Blicke begegnen, die Büsten der ums Vaterland verdientesten Männer von den Portalen der öffentlichen Gebäude wie aus den Schaufenstern der Kaufläden grüßen, aber in dem Gesamtbilde wird der historische Zug trotzdem zurücktreten vor dem der herzlichen Gemeinschaft, zu der die lebend Gegenwärtigen mit einander verbunden sind. Diese Form des Umzuges wird daher vornehmlich zu wählen sein, wenn nach der Grundidee der Handlung der eine Teil der Festgenossenschaft zum brüderlichen Dienst des anderen berufen ist — wobei natürlich auch darauf zu sehen ist, daß die gesamte innere Ausschmückung der Ortschaft selbst nicht dem Zufall überlassen bleibe, sondern im Einklang mit dem Hauptgedanken stehe. Einen feierlicheren Charakter trägt die zweite Form. Um den eigens dazu hergerichteten Festplatz ist in gewissen Abständen eine Anzahl von Trophäen aufgestellt, deren

Spitze Fahnen mit historischen Namen und politisch bedeutsamen Begriffen, oder Büsten der berühmtesten Persönlichkeiten aus Deutschlands älterer und neuerer Geschichte bilden. An jeder so bezeichneten Stelle wird der Zug mit dem Vortrag eines dorthin passenden Liedes oder Gedichtes, vielleicht auch einmal mit einem kräftigen Spruch oder einer kurzen Ansprache empfangen. An dem wichtigsten Punkte findet dann die eigentliche Weiherede des Tages statt. So wird in großen Zügen ein historisches Bild oder eine Folge bedeutsamer Gedanken entrollt. Eine dritte Form endlich würde das im Leben der deutschen Nation mehr als im Entwicklungsgange anderer Völker sich offenbarende „Durch Nacht zum Licht“ zu veranschaulichen geeignet sein. Auf der Spitze eines Hügels oder Berggangs erhebt sich das reich geschmückte Mal, das symbolisch die neu erstandene Herrlichkeit des Vaterlandes vertritt. Aber der Weg zu dieser war mühevoll und oft unterbrochen. Solche Hindernisse einerseits, andererseits die bedeutsamsten Fortschritte zu verkörpern, treten beziehungsweise ausgestattete Gruppen oder Scenen dem Festzug an den einzelnen Abschnitten der Straße entgegen und rufen die schmerzlichen oder glorreichen Erinnerungen der Vergangenheit wach. Zuletzt erfolgt auf der Höhe der Jubelruf des begnadigten Geschlechtes in Wort oder Lied. Wo die Landschaft diese Form der Handlung verwehrt, da wird es doch möglich sein, die Feststraße in Stationen zu zerlegen und bis an ein bestimmtes Ziel zu führen, so daß innerhalb der so gesteckten Grenzen der nämliche Gedanke zur Darstellung gebracht werden kann. Freilich wird der Eindruck an Unmittelbarkeit verlieren.

Diese letzte Erwägung führt noch auf einen anderen wichtigen Punkt: die natürlichen oder historischen Eigentümlichkeiten einer Gegend. Orte, die selbst einen geschichtlichen Namen tragen oder einer durch Begebenheit oder Sage berühmt gewordenen Stätte nahe sind, mögen nicht versäumen, aus diesem Umstande Vorteil zu ziehen. Solche, die in ihrer landschaftlichen Umgebung ein schönes oder eigenartiges Gut empfangen haben, mag es nun Berg oder Wald, Fluß oder Meer heißen, werden

es selbstverständlich gerade für ihr Sedanfest verwerten. Aber auch andere, denen alles Besondere versagt ward, die vielleicht arm sind an den schlichtesten Reizen der Natur, mögen diese Armut selbst sich zum Segen dienen lassen. Ist doch auch Deutschlands Herrlichkeit aus Kleinem und Beschränktem erwachsen und ist doch kein Ort so ärmlich, daß er nicht wackre Herzen umschließen, keine Gegend so öde, daß sie nicht den Herrn der Schöpfung und der Weltgeschichte offenbaren könnte.

Was auf den ernstern Teil des Festes folgt, wird sich in der Regel den örtlichen Gewohnheiten anschließen dürfen, mit deren Erhaltung überdies in manchen Fällen ein mehr oder weniger ausgeprägtes Stück deutschen Volkstums gerettet wird. Doch muß auch die zweite Hälfte des Tages durch Einfügung eines Schauturnens oder vaterländischer Gesänge, die von einer Tribüne des Festplatzes herab vorgetragen werden, die Fähigkeit zu tieferen Wirkungen erhalten. Anderseits mag selbst dem Humor eine Stätte vergönnt sein, vorausgesetzt, daß der erforderliche Takt vorhanden ist, um in Bezug auf Stoff und Form das Rechte zu treffen. Unbedenklich wäre jedenfalls die Vorführung scherzhafter Episoden — wirklicher oder erdachter — aus dem großen Kriege selbst („Hat ihm schon“, „König Wilhelm saß ganz heiter“), zumal, wenn nach einem Kampfspiele zwischen Deutschen und Franzosen das schnellig wiederkehrende gute Verhältnis einen wirksamen Beitrag zur Lehre von der Brüderlichkeit der Völker liefert.

VI.

Und nun noch weniges über die Mitwirkung der Schulen und die Gedächtnisfeier an den Gräbern oder Denkmälern der Gefallenen. Zunächst über den Festaktus, wie die höheren Lehranstalten ihn einzurichten haben, wie er aber nach Maßgabe der vorhandenen Mittel und Kräfte auch in der kleinsten Dorfschule sich wiederholen kann. Fehlen darf er selbstverständlich in keinem Jahre und hat auch unseres Wissens niemals gefehlt, wenn nicht äußere Umstände ein unüberwindliches Hindernis bildeten. Aber er scheint nicht immer der Anforderung

rung genügt zu haben, die bereits früher als der ersten und wichtigsten eine bezeichnet wurde. Denn wenn das Sedanfest in allen seinen Theilen eine möglichst vollkommene Einheit bilden soll, so gilt das in erhöhtem Maße und bis auf die geringsten Einzelheiten hinab von der Feier der Jugend. Gesang, Deklamation, Rede, Schmuck der Aula, nichts darf aus dem Rahmen der Grundidee heraustreten. Diese selbst muß, wenn sie nicht mit dem Hauptgedanken der allgemeinen Feier zusammenfällt, doch ihm nahe verwandt sein. Aber gerade deshalb ist auch eine größere Mannigfaltigkeit zu wünschen, als an manchen Orten beliebt zu werden scheint: weder die Erzählung der Vorgänge von Sedan, noch die Verherrlichung der deutschen Kaiser darf zur stereotypen Erscheinung werden. Freilich mußte die Person Wilhelms des Ersten, so lange er lebte, nach Verdienst in den Vordergrund treten, und allezeit, so lange das Reich besteht, wird der Büste seines Oberhauptes der Ehrenplatz am Tage des Nationalfestes gebühren. Aber es wird auch nur gerecht und für unsere Kinder nützlich sein, daß einmal der übrigen deutschen Fürsten gedacht werde, derer vor allen, die ihren Namen in entscheidungsvoller Zeit mit goldenen Lettern in die Ehrentafel der heimatlichen Geschichte eingetragen haben. Wieder ein anderes Mal sind die großen Staatsmänner und Feldherren jener Tage, oder die Vorkämpfer der deutschen Einheit, Fürsten und Bürger, zu feiern; dann wieder mag der edlen Frauen, die für das Vaterland gewirkt und gelitten haben, der Länder oder Städte, die in Zeiten der Noth vor den anderen Treue hielten, gedacht werden. Die Eigenart der verschiedenen Stämme — die doch der innigsten Vereinigung nicht hinderlich gewesen ist — zu entwickeln, ist eine neue dankbare Aufgabe, und wiederum eine andere die Schilderung früherer Bestrebungen und Arbeiten, denen die Geschichte ein wesentliches Verdienst um die gegenwärtige Größe des deutschen Volkes zuerkennt. Welches Thema aber aus der unendlichen Reihe der sich darbietenden man auch wählt, es wird seine Behandlung an erster Stelle in einer Ansprache von berufener Seite finden müssen. Den Hergang der historischen Ereignisse durch Schüler erzählen

und die einzelnen Abschnitte dieses Vortrags durch die Deklamation passender Gedichte verbinden zu lassen, wie manche Lehranstalten zu thun pflegen, ist wohl ein ansprechendes Verfahren, das ab und zu das Beiwerk der Feier bestimmen kann, aber auf das mahnende Wort des Direktors oder Lehrers selbst darf gerade bei dieser Gelegenheit in keinem Fall verzichtet werden. Andererseits ergibt sich schon jetzt, wie um diesen Mittelpunkt sich alles Übrige stellen muß. Zu jedem der angeführten Grundgedanken bietet unsere Litteratur eine Reihe von Dichtungen und nur aus diesen ist die erforderliche Zahl für die einzelne Feier zu wählen. Die unmittelbare Beziehung auf Sedan wird am einfachsten, auch wo das Thema ein allgemeineres ist oder der volkstümlichen Bedeutung des Tages ferner zu liegen scheint, bei der Festrede selbst sich finden. Kann in ein Feld der poetischen Arabeske, die diese umgiebt, auch eine Sedanpoesie ungezwungenerweise eingefügt werden, so ist das natürlich nur erwünscht. Der äußere Schmuck des Festraumes ist vornehmlich ein dreifacher: einmal besteht er in möglichst reichen Pflanzengruppen und Laubgewinden, dann in den zu beiden Seiten des Katheders aufgerichteten Büsten oder Bildnissen der als Mittelpunkt der Feier gedachten Persönlichkeiten oder doch in Schildern mit ihren Namen; endlich bei einem Thema abstrakterer Art in Sinnprüchen, bezeichnenden Äußerungen der Volksweisheit oder wichtigen historischen Begriffen, die in entsprechender Weise längs der Wände oder in kunstvollem Bogen über der Hauptgruppe angebracht sind. Diese selbst wird am besten von der Büste des Kaisers gebildet, vielleicht mit einem über ihr schwebenden Stern, in dessen innerem Felde die Lösung des Tages erscheint.

Übrigens soll die Thätigkeit der Schule sich nicht auf diese häusliche Feier beschränken. Außer der Mitwirkung bei dem allgemeinen Umzuge wird es noch besonders ihre Aufgabe sein, durch Übernahme des Schauturnens ein kräftiges und erfrischendes Element in den zwangloseren Teil des Festes zu tragen und keine Lehranstalt, auch nicht die einfachste ländliche, sollte, wo die Verhältnisse es irgend gestatten, am Sedantage

sich dieser Pflicht entziehen. Knaben und Jünglinge mögen da in friedlichem Wettkampf ihre Kräfte messen und Preise empfangen, wie sie bei solcher Gelegenheit am Platze sind, während die älteren Geschlechter an der Gewißheit sich erquicken, daß auch nach ihnen die männliche Tüchtigkeit nicht fehlen wird, die das Gewonnene zu schützen vermag.

Und ebenso muß die Feier zu Ehren der entschlafenen Helden sich in jedem Jahre wiederholen. Außerlich wird sie am geschicktesten der Haupthandlung des Tages eingefügt, so daß sie in ihrem Verlauf nur ein einzelnes, aber bedeutungsvolles Moment bildet. Besondere Rücksicht wird bei ihr selbstverständlich den Hinterbliebenen zu teil, mag man ihnen nun besondere Plätze in der Nähe des Denkmals anweisen, oder sie in feierlichem Zuge nach der Stätte geleiten, die dem Gedächtnis der Ihrigen geweiht ist. Jungfrauen der Stadt mögen ihnen dort Blumen überreichen, während andere, das Ehrenmal umschreitend, Blüten und grüne Zweige austreuen als die Zeugen des ewig sich erneuenden Lebens an einem Orte, der von der Unerbittlichkeit des Todes redet. Selbstverständlich sind auch hier manche Abänderungen möglich. Namentlich wird es sich empfehlen, die Jugend der Gemeinde im Angesichte des Denkmals aufzustellen und ein „Werdet wie diese!“ unmittelbar an sie zu richten. Die Stelle der Rede kann auch ein dichterisches Wort vertreten, namentlich wenn es von Frauenmund und von der Höhe der Stufen herab gesprochen wird, während eine Schar anmutiger Mädchengestalten sich um die Sprecherin gruppiert, dem Eisen oder Stein einen noch wärmeren Schein des Unsterblichen verleihend, als der pflanzliche Schmuck oder selbst der Sonnenstrahl es vermag, der die Namen der Toten verheißungsvoll erglänzen läßt.

Endlich stehe hier noch der Vorschlag eines „Allgemeinen deutschen Sedanfestes“. Die Gegenwart kennt solche allgemeine Feste in Menge; mögen sie insgesamt zu größerer Ehre des Vaterlandes sich verschmelzen mit jenem neu zu stiftenden, das in jährlichem Wechsel, sei es in einer unsrer Metropolen, sei es an historisch oder künstlerisch geweihter Stätte: auf Det-

molder Boden am Fuße der Grotenburg, oder auf den Hängen des Niederwaldes begangen werden soll. Dorthin mögen dann alle deutschen Gaue die erprobtesten ihrer Turner, ihrer Säger und Schützen senden und im wackren Ringen der Kräfte mag sich's zeigen, wer es an Geschick und Tüchtigkeit den übrigen zuvorthut und der Heimat Ehren zurückbringt. Der Sieg an solchem Tage errungen würde einen ganz anderen Wert besitzen als die Becher und Kränze, die eine profanere Gelegenheit zu bieten hat. Aber auch den rein geistigen Wettkämpfen wäre ein Teil des Festes zu widmen. Wenn dereinst in Olympia ein Herodot sein Geschichtswerk vorlesen, ein Pindar seine unsterblichen Hymnen anstimmen konnte, warum sollten nicht auch die auserwählten unter Deutschlands Künstlern, seinen Dichtern und Musikern zumal, bereit sein, die Schöpfungen ihres Genius an dem vornehmsten Tage ihres Volkes dem öffentlichen Urteil vorzuführen? Dann erst wird der Name Sedan im höchsten Sinn ein Wahrzeichen deutscher Einigkeit werden, und während die vaterländische Feier an jedem einzelnen Orte sich abspielt, werden gleichzeitig aller Blicke nach der Stelle gerichtet sein, wo die Vertreter der Nation einander im edelsten Wettstreit und in herzlichster Freundschaft begegnen.

Kann auch in der Ausführung Schöneres und Erhebenderes gedacht werden, als ein deutsches Volksfest solcher Art? Alle Kräfte werden in Bewegung gesetzt; die verschiedenartigsten Interessen vereinigt zu dem nämlichen Zweck; ein heiliger und folgenreicher Ernst erweckt und doch darüber die Freude des Augenblickes nicht vergessen! Von manchem wird vielleicht das eigne Wissen oder Können hoch gestellt, aber das Vaterland von allen über alles! Und so möge sich denn Deutschland, wo es not thut, auf sich selber besinnen und seinen Sedantag mit an erster Stelle zu den idealen Besitztümern rechnen, an denen es festzuhalten gilt — heute, wie ein allverehrter, nun seit lange verstummter Mund dereinst uns zugerufen hat: „heute vielleicht mehr, denn jemals!“

14. Bismarck.

1.

Der rechte Mann.*)

(1863.)

Immer trüber, immer trüber,
Jammervoller wird die Zeit:
Von der Weichsel tönt herüber
Waffenschall und Völkerstreit;
Nach dem alten deutschen Rheine
Streckt aufs neue seine Finger
Der berühmte Friedensbringer,
Der — jedwedem gönnt das Seine!

Ungefehnt an heil'gem Bunde
Frevelt jene Dänenbrut,
Und verlacht mit keckem Munde
Deutschen Zorn und deutschen Mut.

*) Das Gedicht des politisch unreifen Studenten würde seines eigenen Wertes halber hier keine Aufnahme gefunden haben. In Verbindung mit den beiden nachfolgenden aber legt es ein gewiß nicht verächtliches Zeugnis für den Wandel ab, den wahre Größe auf ihrem Siegesgange der Volksmeinung aufzuzwingen vermag. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Jahre 1863 nicht bloß die zünftigen Demagogen oder die schnell mit dem Worte fertige Jugend, sondern auch alle Besten der Nation — mit einer Ausnahme — auf dem Standpunkte des Gedichtes standen. Letzteres ist übrigens, von wenigen formalen Verbesserungen abgesehen, hier unverändert zum Abdruck gebracht worden. Die darin berührten Thatsachen aber dürften der Mitwelt bereits vielfach entfremdet sein; es sei daher erwähnt, daß im Jahre 1863 der letzte große Polenaufstand sich ereignete, nach dessen Niederwerfung Herr v. Bismarck angeblich als Belohnung der den Russen geleisteten „Schergendienste“ eine Amnestie der Besiegten seitens des Zaren, natürlich vergebens, in Anspruch nahm; daß gleichzeitig Spanien eine gewalthätige Unterdrückung des aufstrebenden Protestantismus in Scene setzte, daß der Premierminister Dänemarks den Namen Hall trug, und daß der preußische Ministerpräsident in beiden Ländern gegen die bekannten Ausschreitungen „Proteste“ erhoben hatte, deren Ehrlichkeit die guten Deutschen ebenso anzweifelten, wie ihren Erfolg.

Wetter dräuen, Stürme wüten
Um das Haupt Dir, allerwegen
Grinsen Feinde Dir entgegen —
Deutsches Land, wer soll Dich hüten?

Rechts Krakusen und Kosaken,
Links der Mephistopheles:
Hängte wohl an Deinen Nacken
Se sich so viel Schofeles?
Sollen Deine Kinder bluten,
An der Heimat ehrlen Stufen
Länger noch vergebens rufen,
Zitternd unter Sklavenruten?

Doch es sitzt am Spreegewässer
Ja der wunderbare Mann,
Der versteht das alles besser,
Weil er's besser machen kann.
Der berühmte Nageltreffer
Hat nach wenig kurzen Stunden
Glücklich stets herausgefunden,
Wo der Hase lag im Pfeffer!

Hat im Osten angewendet
Die bekannte Sympathie,
Und die Not der Völker endet
Allgemeine Amnestie.
Leicht auch wird er fertig werden
Mit dem Herrn am Seinesstrande,
Führt er doch am Gängelbände
Selbst die Listigsten auf Erden!

Südwärts auch, wo Protestanten
Man verfolgt und massakriert,
Hat er kühn durch den Gesandten
Und erfolgreich — protestiert.

Selber in Herrn Halls Reviere,
Wo die große Not am größten,
Kann er die Bedrängten trösten,
Denn er spricht: Ich protestiere!

2.

Ein Gleiches.*)

(1871.)

„Der rechte Mann in trüber Zeit“ — es war im Spott ge-
sprochen,
Du aber hast den Spott besiegt und seinen Pfeil zerbrochen!
Wir haben lange Dich gehaßt, doch war's ein ehrlich Haßen,
Und ehrlich soll die Liebe sein, womit wir Dich umfassen!

Es war ja für das gleiche Ziel, daß hadernd wir gestritten,
Für das so manches starke Herz geblutet und gelitten,
Um das so manches Auge brach, verzweifelnd an dem Lichte,
Das eitle Träumer nur geschaut in trügendem Gesichte.

Nun ging es auf in Morgenpracht — ging auf durch Blut
und Eisen!
Doch wird Dich Deutschland allezeit trotzdem und darum
preisen:

*) Dieses zuerst im Jahre 1872 veröffentlichte Gedicht ist seitdem in eine Anzahl Sammlungen übergegangen, aber jedesmal, wie es die Sitte unsrer modernen Herausgeber mit sich zu bringen scheint, mit wahrhaft grausamen Entstellungen. Der deutsche Dichter muß sich ja viel gefallen lassen, aber auf Eins wird er wohl ein unveräußerliches Recht besitzen: daß unter seinem Namen nur gedruckt werde, was er wirklich geschrieben hat. Und so bitte ich künftige Anthologen denn sich genau an den obenstehenden Text halten zu wollen. Um aber die Dichtung völlig unabhängig von der vorausgehenden zu machen, möge — unter Beibehaltung der Überschrift „Der rechte Mann“ — die erste Zeile so geändert werden: „Der rechte Mann“ — es hat's die Welt im Spott von Dir gesprochen.

In seines Lebens reichem Buch wird keiner ihm begegnen,
Dem's eine Weile fast geflucht, um endlich ihn zu segnen!

Der Taucher warst Du riesenstark, der in der Arbeit Fronen
Aus stutunrauschter Tiefe zog die alte Märchenkronen.
Wohl ein Jahrtausend hing sie dort an starren Felsenriffen,
Bis trotz'ig Deine nerv'ge Faust in ihr Verließ gegriffen.

Du warst der Schmied, in dessen Blut gebadet ward der
Degen,
Der, wie der Kaiserpurpur Karls, in öder Gruft gelegen;
Der, ein verachtet Eisen nur, voll Rost und voller Scharren,
Nun todes'scharf vorangeblitzt den wehenden Standarten.

Du warst der Priester, dessen Hand den schönsten Bund ge-
schlossen,
Der Arzt, aus dessen Wunderfeld lebend'ge Ströme flossen;
Der Held, der Fels — doch Namen mag die Nachwelt Dir
erlesen,
Die Krone Deines Ruhmes bleibt, daß Du ein Mann gewesen!

Ein rechter Mann, ein deutscher Mann! So soll Dein Volk
Dich nennen;
In solch demantnem Spiegel soll es selber sich erkennen:
Nicht, wie es war, in Demut schwach und schuldig im Erschlaffen,
Nein, stolz wie seine Siege sind, und rein wie seine Waffen!

Ja, wie ein heilig Feuer weht's um Deine ehrnen Züge:
Hinweg, was feig am Boden kriecht — und Furcht ist auch
die Lüge!
Ich kann um meinen Lorbeer nur mit blankem Schwerte
werben,
Der Wahrheit hab' ich mich gelobt, der Wahrheit will ich
sterben!

3.

Im Sachsenwald.

(1. April 1895.)

Es rauscht im Sachsenwalde,
Der, morgenglanzbedeckt,
Vom Strom zur braunen Halde
Die stolzen Kronen reckt.
Und unter seinen Eichen
Dastehst Du, bis ins Mark
Noch immer ihresgleichen:
Gewaltig, geistesstark!

Es klingt wie Festgeläute,
Wie Adlerfittich nun —
O sprich, was kann Dir heute
Der Zorn des Feindes thun?
Er kann es ja nicht lassen,
Er muß, verblendet schier,
Du Herrlicher, Dich hassen,
Doch Deutschland kommt zu Dir!

Es kommt im Schmuck der Reiser,
Im jungen Frühlingskranz,
Es kommt mit seinem Kaiser,
Mit seiner Fürsten Glanz!
Und säumst Du, weltentronnen,
Es strömt von Berg und Thal,
Noch einmal sich zu sonnen
In Deiner Augen Strahl!

Du aber denkst der Lage,
Die harrend Du durchlebst,
Wo schwer des Schicksals Wage
In Deiner Hand gebebt;

Wo klirrend Dich die Schranke
Des Völkergroßs umzog,
Und Deines Hirns Gedanke
Dir selbst wie Berge wog;

Der Zeiten, wo Du littest
Entschlossen Spott und Schmach
Und doch als Held ertrittest,
Was unsre Ketten brach:
Verkannt, versemnt wie keiner
Im eignen Heimatland —
Und treu zu Dir nur Einer,
Dein alter König, stand!

Und nun — aus warmen Blicken
Der Liebe strahlt Dir's zu:
Das Licht, uns zu erquickten,
Der Deutschen Stolz bist Du!
Wir bringen Treu' um Treue,
Du übest sie zuvor:
So richte, Du greiser Leue,
Dich freudig denn empor!

Bernimm, was allen Zonen
Der große Tag bezeugt:
Es giebt noch Millionen,
Die Baal sich nicht gebeugt!
Die Bess'res schau'n und fragen
Als feilen Erdentand,
Und fest im Herzen tragen
Das Wort vom Vaterland!

Und siehst Du dort der Jugend,
Der blondgelockten, Reih'n?
Ihr gilt als höchste Tugend
Einst Deiner wert zu sein!

Drum, ob sie Blitze schütteln,
Mit roten Fahnen wehn:
Der Fels, an dem sie rütteln,
Dein Werk wird nie vergehn!

15. Am achtzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck.

(1. April 1895.)

Hochgeehrte Festgenossen! Teure Kollegen und Schüler! Freudenfeuer auf den Bergen, nicht in unsrer Nähe allein, sondern in allen Teilen des schönen Schlesiens und weithin im ganzen Vaterlande, haben gestern ein großes Fest unsres Volkes eingeleitet. Frühlingssonnenschein draußen und Sonnenschein in den Herzen sind das Wahrzeichen des heutigen Tages selbst. Und wahrlich, das nationalgesinnte Deutschland weiß, daß es Stunden der Weihe sind, die es feiert, Stunden, in denen gewaltige Gedanken unsres Gottes uns nahe treten, in denen ein Teil der höchsten aus ihm entspringenden Kraft sich zu verkörpern und in sichtbarer Gestalt vor unsre Augen zu treten scheint. Den Säkularmenschen, den Mann des Jahrhunderts hat man den Fürsten Bismarck genannt; aber er überragt nicht bloß unsre Zeit, sondern soweit das Leben der Völker Denkmäler oder schriftliche Erinnerungen hinterlassen hat, bezeugen sie nur das Dasein weniger, die ihm zur Seite gestellt werden könnten, keines, der an Thaten, wie an allgewaltiger, die ganze Menschheit zu stürmischer Begeisterung oder leidenschaftlichem Widerspruch erregender Persönlichkeit ihn überträfe.

Es ist ja leicht von einem Götzendienst des Erfolges zu reden. Wer, arm an Gedanken oder eigener Empfindung, nur nachbetet, was andre ihm vorbeten, der mag sich ereifern über die Begeisterung, mit der der beste Teil unsres Volkes — der, Gott sei Dank, noch immer der bei weitem größte ist — sich gerüstet hat, den Tag seines alten Kanzlers zu begehen. Daß Fürst Bismarck ein Sterblicher ist und auch die Mängel und

Gebrechen der Sterblichen teilt, wissen wir alle. Und er selbst hat, wie früher schon oft, so auch in diesen jüngsten Tagen wieder in ergreifenden Worten darauf hingewiesen, daß er ohne andre nichts vermocht hätte, daß seinem unvergeßlichen Kaiser, Preußens und Deutschlands erprobtem Heere, der opferwilligen Hingebung der Nation die größere Ehre gebühre. Aber wer nur ein Geringes von der modernen Geschichte versteht, der weiß, daß ebenso gut das Umgekehrte gesagt werden kann. Alle Redlichkeit, Treue und Thatkraft, die sich in jenen großen Personen und Gemeinschaften ausprägte, hätte nichts vermocht, wenn Gott nicht zur rechten Stunde das auserwählte Rüstzeug gesandt hätte, in dessen Hand alle Fäden zusammenliefen, um von ihr machtvoll, zur Wohlfahrt des deutschen Volkes gelenkt zu werden. Und wo sind denn die klugen Männer von fünfzig und darüber, die nicht mehr wissen, wie es vor 30 Jahren in und um Deutschland stand und die mit sehenden Augen nicht sehen, wie es heute steht? Wahrlich, wenn man Zeuge davon hat sein müssen, wie in dieser jüngsten Zeit gewisse Personen und Kreise sich gebärdet haben, so sollte man meinen, daß in diesem Alter bereits das hinfallige Greisenthum beginne, das nicht mehr rechts und links unterscheiden kann.

Von dem „Gözen des Erfolges“ mögen diejenigen reden, die in den Weltereignissen nur ein Spiel des Zufalls erblicken. Wir aber wissen, daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache fällt, und um so mehr, daß Gott den Fürsten, die das Schicksal ihrer Völker auf redlichem Herzen tragen, weise Berater und der Menschheit starke Führer giebt; daß, was sich an Kleinem oder Großem vollzieht, nicht Menschengedanken, sondern Seine Gedanken sind.

Der Vorwurf des „Gözendienstes“, den eine unsaubere Tagespresse uns heute in den schmähdlichsten Wendungen entgegenhält, mag schließlich einen Schein der Berechtigung erlangen, wenn wir der trübsten Zeit gedenken, die nach dem großen Trauerjahre 1888 über unser deutsches Volk gekommen ist. Als zwischen unfrem jungen kaiserlichen Herrn und dem langjährigen Berater des Reiches jener Zwiespalt ausbrach,

dessen Ursachen nachzuforschen uns nicht ziemt, den aber alle wahren Vaterlandsfreunde bitter beklagten, da waren es freilich nicht bloß die alten Reider und Widersacher, die dem toten Löwen den letzten Fußtritt versetzten. Auch solche, die früher unter den Hosiannarufem gewesen waren, hielten es für klug den Gefallenen zu verleugnen, oder gar in das „Kreuzige“ des Hasses und der Thorheit einzustimmen. Wie wenig aber solche Schwächlinge Boden im deutschen Volke besaßen, das haben hunderttausende von deutschen Männern und edlen Frauen bewiesen, die unbeirrt und im Angesichte der Welt Zeugnis ablegten für Den, der allein zu stehen schien mit seinen Jahren und mit seinem Ruhme.

Und zu diesen darf auch die „König Wilhelms-Schule“ sich gesellen, die als Pflege- und Patenkind unsres alten vielgeliebten Herrn auch für sich selbst vor allem die Ehre und das Recht der Hohenzollern hochzuhalten hat, und, wenn es doch Zwispalt und Parteien geben muß, immer „des Kaisers“ sein wird. Aber sie hat dieser Pflicht und Ehre nichts vergeben, wenn sie zugleich festgehalten hat an der Begeisterung für den großen Mann, der uns vor achtzig Jahren durch Gottes Gnade geschenkt ward. Und wie sie am 2. September 1890, nach jener folgenschweren Trennung, durch den Mund des amtlichen Festredners und mit Zustimmung ihres verantwortlichen Leiters von dieser Stelle aus bezeugt hat, daß alle ihre Angehörigen unwandelbar dem heiligen Gebote der Dankbarkeit folgen wollen, so darf sie heute mit reinem Gewissen und nicht ohne freudigen Stolz zu den Feiernden treten — heute, wo die treuen deutschen Männer jedes Bekenntnisses in demselben Gefühl sich vereinigen und wo Deutschlands kaiserlicher Führer aus dem Herzen seines Volkes Zorn und Liebe gelesen und beidem einen monumentalen Ausdruck verliehen hat.

Fürst Bismarcks achtzigster Geburtstag! Es ist in Worten kaum anzudeuten, welche Fülle von Thaten, Thatfachen und Wandlungen die mit dieser Zahl umgrenzte Periode, für unser Volk und Vaterland zumal, einschließt: von dem im Jahre 1815 erfolgten endlichen Sieg der nationalen Freiheit

West, Aus Deutschlands tausend Jahren.

über welche Unterdrückung bis zu der wunderbaren Erhöhung Germaniens an die Spitze der Völker — zu einer Machtstellung, der zwar gern und vielfach von alten und neuen Feinden widersprochen wird, der aber, bis auf den heutigen Tag, alle, auch wider Willen, sich beugen müssen. Und seit fast vierzig Jahren, also während der ganzen zweiten Hälfte dieser Epoche, immer deutlicher in den Vordergrund tretend die Person eines Mannes, die zuletzt alles beherrscht, die Menschen und die einzelnen Vorgänge nicht nur, sondern die Weltgeschichte überhaupt.

Wie sehr Otto von Bismarck, der am ersten Tage des ersten Frühlingsmonats in jenem Anfangsjahr einer neuen Zeit geboren wurde, der gottgesandte Mann des Schicksals war, das zeigt sich nicht nur in diesem seltsamen Zusammentreffen, sondern in der immer mächtiger um sich greifenden Sehnsucht nach Formen des politischen Daseins, die unsre in 33 „Vaterländer“ zersplitterte Heimat über den herkömmlichen Hohn der Fremden erheben und ihr einen würdigen, ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung entsprechenden Platz im Kreise der Nationen erwerben sollten. Und diese Sehnsucht fragte berechtigterweise vor allem nach einer Persönlichkeit, die, kraftvoll und weise zugleich, dem seit Jahrhunderten im Herzen der Väter lebenden Traume von einem einigen und durch Einigkeit mächtigen Deutschland Wesen und Lebensblut verleihen würde. Einer kraftvollen zunächst, die dem bei aller geistigen und sittlichen Bildung doch in eigenfönniger Selbstbeschränkung und Sonderung verharrenden Volke die Einheit aufzwänge, wäre es auch in Gestalt eines Sohnes und unter einstweiligen oder dauernden Opfern an der seit Frankreichs blutiger Revolution als höchstes Gut des Menschen gepriesenen „Freiheit“. Das sprechendste Zeugnis für die in den edelsten Geistern lebende, ahnungsvoll auf das, was kommen mußte, gerichtete Empfindung ist das Gedicht eines Süddeutschen, des ehemaligen Professors an der Stuttgarter Ober-Realschule, Johann Georg Fischer, zugleich eines hervorragenden Mitgliedes der schwäbischen Poetenschule. Aus dem Anfang der sechziger Jahre stammend, trägt es die Überschrift: „Nur einen Mann

aus Millionen“ und gehört ohne Zweifel zu den Dokumenten
unserer vaterländischen Geschichte.*)

Erheb dich wie aus Einem Munde,
Du Schrei der Not nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.
Schon bog es hoffend um die Klippe,
Schon nach dem Hafen ging der Zug;
Da fiel auf der Bemannung Sippe
Der Wahn, wie er noch keinen schlug.

Sie riß herab der Einheit Fahne —
O unerhörte Meuterei!
Und jeder schrie in seinem Wahne:
„So bin ich stark, so bin ich frei!“
Du herrlich Schiff, das uns getragen,
Ist's möglich, läßt es Gott geschehn,
Daß Du zertrümmert und zerschlagen
Und rettungslos sollst untergehn?

Tritt aus der Führer wildem Ranken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zuhauß uns treibt im Schlachtenschweiß,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?

Nur Einer aus den Millionen,
So weit die deutsche Langmut haust!
Zum Heil der Völker und der Thronen
Nur eine eisern harte Faust,

*) Trotzdem und wider alles Verdienst ist es nur wenig bekannt.
Ich kann mir daher nicht versagen, es hier ganz anzuführen.

Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Diktator schwingt,
Und die Rebellen ohne Gnade
Ins starre Joch der Einheit zwingt!

Die, nicht erwägend und nicht wählend,
Aufstelle das Kolumbusei,
Daß nicht der Deutschen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker sei.
Komm, Einz'ger, wenn Du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen Deiner Spur,
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!

Fischer hat den Herrn von Bismarck, der damals in Petersburg oder Paris als Gesandter lebte, nicht gekannt, und wenn er seinen Namen hat nennen hören, sich als altwürttembergischer Liberaler doch schwerlich von dem Träger ein andres Bild gemacht, als das eines stockreaktionären Junkers, für den der preußische Staatsmann bei Freunden und Feinden galt. Aber der „Einzige“, den er mit den hellen Propheten Augen des Dichters in den Schatten der Zukunft erblickte, war nicht nur „geboren“, sondern hatte bereits die Höhe seiner Kraft erreicht und sollte in wenigen Jahren leibhaft vollbringen, was vor dem Poeten wohl nur als traumhaftes Ideal gestanden hatte! Und wenn die Erfüllung den Erwartungen nicht völlig entsprach, so lag der Unterschied doch nur darin, daß der „eiserne“ Kanzler, trotz seines auch von dem Dichter ihm schon im voraus erteilten Beinamens, es mit der „Diktatur“ nicht ganz so schlimm gemacht hat, als von ihm verlangt worden war. Aber fest und mit unerschütterlicher Entschlossenheit hatte Bismarck dennoch an seinen früh gefaßten und durch keine Dauer der Zeiten abgeschwächten Plänen festgehalten, und wenn wir heute den Blick zurückwenden in die Vergangenheit, so haftet er vor allem an dem Bilde des Gewaltigen, des Zertrümmerers der Reiche, der allerdings zugleich ein neues, alle anderen an Herrlichkeit

überragendes, wie aus dem Nichts hervorrief. Doch zu der urwüchsigsten, jedes Gegners spottenden Kraft gesellte sich bei ihm die lodernde, alle Schlacken verzehrende Glut der Begeisterung, die früh auf das Vaterland, und zwar auf das ganze, gerichtet war. Schon als Göttinger Student hatte er mit einem hochmütig auf die politische Armjeligkeit des stammverwandten Volkes herabblickenden Engländer gewettet, daß in dreißig Jahren Deutschland einig und größer sein werde als seine Nachbarn. Der heilige Zorn des deutschen Jünglings vererbte sich auf den Mann, aber die Klarheit des Genius bewahrte ihn vor dem Schwung des Gefühls an haltlose, rasch zerflatternde Träume zu verschwenden. Auf das Mögliche und das Wirkliche war sein Streben gerichtet, und früh fand er heraus, daß Deutschlands Größe nur durch Anschluß seiner zersplitterten und für sich selbst ohnmächtigen Teile an den lebenskräftigen Kern des Ganzen, an das Preußen des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen, gewonnen werden könne.

Preußens Macht und Ansehen also zu stärken, war das nächste Ziel, an dessen Erfüllung er mitarbeiten wollte. Unzertrennlich aber von dem Lande waren Schicksal und Bestimmung seines Herrscherhauses, das, wie kein anderes, seine Gaben von jeher in den Dienst des fürstlichen und königlichen Berufes, oft mit selbstverleugnender Hingabe, gestellt hatte. So ward Bismarck zunächst der Vorkämpfer Preußens und der Mann der Hohenzollern. Schneidig und unerschrocken, oft rücksichtsloser, niemals unwürdiger Waffen sich bedienend, tritt er in den Landtagen für altpreußische Zucht und Ordnung, für die Krone seiner Könige, aber auch für andre Rechte, die der revolutionäre Ansturm bedrohte und in denen er eine Bürgerschaft für die Zukunft des Vaterlandes, einen Teil seiner unentbehrlichen Wehr und Rüstung, erblickte. In Frankfurt am Main, wo er als Bundestagsgesandter zuerst die große politische Bühne betrat, offenbarte sich ihm dann, nach seinem eignen Bekenntnis, der zweite große Gedanke, auf dem das Geheimnis seiner

späteren Erfolge beruht. Als entschiedener Freund Österreichs nach der Bundesstadt gekommen, ward er bald zu seinem ebenso entschiedenen Segner, und kannte nur noch das eine Streben, den alten hochmütigen Nebenbuhler Preußens zum Rücktritt aus dem Bunde zu zwingen, in dem er die kerndeutsche preußische Macht mit dem Übergewicht seiner fremdländischen Stämme von dem ihr gebührenden Platze verdrängt hatte. Er legte hier die erste Breche in die Verschanzungen der österreichischen, und um die Ironie der Geschichte zu würdigen, sei daran erinnert, daß der Mauerbrecher bei dieser Gelegenheit eine harmlose Cigarre war — oder vielmehr zwei! Als „Seine Excellenz der Lieutenant von Bismarck“, wie die Frankfurter Soldaten den schon damals, trotz seiner bescheidenen militärischen Stellung, gern im Ehrenkleide des preußischen Staates auftretenden Bundestagsgesandten zu nennen pflegten, dem österreichischen Kollegen und Präsidenten seinen ersten Besuch abstattete, ließ dieser ihn bis zur Vollendung eines von ihm angefangenen Schriftstücks warten, indem er zugleich sein Rauchkraut weiter dampfte, ohne dem Besuch aus seinem Vorrat anzubieten. Der Preuße wartete ein Weilchen, griff dann aber nach einer eigenen Cigarre und richtete an den verblüfften Österreicher nur die höfliche Frage: „Excellenz, darf ich um Feuer bitten?“ Und dieser Vorgang wiederholte sich kurz darauf in den Räumen des hohen Bundestags, bei seinen feierlichen, wenn auch für das Wohl des deutschen Volkes wenig erspriesslichen Sitzungen selbst. Auch hier hatte Österreich das ausschließliche Privilegium des Rauchens, während alle übrigen Mächte, Preußen eingeschlossen, einen Anspruch auf die Teilnahme an diesem Genuß als eine strafwürdige Vermessenheit betrachteten. Einen Tag lang sah Bismarck dieser Selbsterniedrigung deutscher Männer und Staaten mit Verwunderung zu, am nächsten aber antwortete er der österreichischen Cigarre mit der preußischen. Und dann ging die Scene vor sich, die er später selbst mit seinem köstlichen Humor beschrieben hat. „Zuerst — so erzählt er — folgten Bayern und Sachsen meinem Beispiel, dann allmählich auch die Kleinsten; zuletzt aber zog Hessen-Darmstadt, das überhaupt nicht rauchen konnte, einen

dünnen strohfarbigen Glimmstengel aus der Tasche. Nach drei Zügen ließ es ihn freilich wieder ausgehen, aber die Ehre Hessen-Darmstadt's war gerettet!"

Diese äußerlich unbedeutenden Vorfälle zeigen uns doch schon den ganzen Bismarck späterer Tage, der mit überlegener Ruhe dem Dünkel beschränkter Köpfe gegenübertrat, der mit unfehlbarer Sicherheit die Thorheiten heimlicher oder offener Feinde zum Vorteil für seine Zwecke wandte, und doch zugleich die Hochachtung seiner Gegner sich erzwang, soweit sie überhaupt sittlicher Gedanken fähig waren. Viele der Frankfurter Amtsgenossen mochten dem schneidigen Preußen gerade deshalb abgünstig sein, weil sein Beispiel sie einmal zu einer Unehreerbietigkeit gegen das Land der allein berechtigten Metternich'schen Erbweisheit verleitet hatte, aber mit der Abneigung war sie doch zugleich ein gründlicher Respekt angekommen vor dem jungen Gesandten und damit auch vor dem von ihm vertretenen Staate. Und die Hauptsache: Oesterreich hatte eine Niederlage erlitten, der noch viele andre, ernsthaftere nachfolgen sollten, bis dereinst der preußische Minister von Bismarck ihm in Nikolsburg den Frieden diktierte — einen Frieden nach seinem Herzen, der alle in saurer Lebensarbeit, mit nie wankendem Mute, verfolgten Ziele sicher stellte, aber zugleich, in Erfüllung einer anderen von ihm erkannten Notwendigkeit, den Grund dazu legte, den alten Feind des Vaterlandes in seinen treuesten Freund zu verwandeln.

Die Geschichte aber, die gern den Weg ihrer Lieblinge mit schalkhaftem Lächeln begleitet, hat so nicht bloß jenes erste Mal in Frankfurt, sondern oft genug später neben ihm gestanden, ihm zunickeend im feierlichen Staatskleid, wie im Eisenpanzer vor beginnender Feldschlacht. In Paris — wo Napoleon der Dritte und die Kaiserin Eugenie dem geistreichen Plauderer während seiner dortigen kurzen Gesandtschaftszeit mit besonderem Wohlgefallen begegneten, aber Dritten gegenüber erklärten: „er sei als Politiker nicht ernst zu nehmen“, während er in gleicher Zeit über Frankreich und sein Herrscherpaar tiefgehende Studien machte, die später in entscheidungsvollen Tagen einen wesent-

lichen Anhalt für seine unfehlbaren politischen Erwägungen bilden sollten; in Berlin — wo nach harten, seinen König an der Krone, ihn um seines Königs und der preußischen Zukunft willen am Leben bedrohenden Kampfesjahren endlich Friede mit der Volksvertretung geschlossen ward, eine unverbesserliche Partei aber fortfuhr ihn anzufeinden, bis sie zuletzt den Antrag auf Abrüstung des Heeres stellte, „weil alle andern Nationen friedlich gesinnt seien“, vier Wochen vor der französischen Kriegserklärung! Am gewaltigsten endlich hat die Ironie der Geschichte sich zu gunsten Bismarcks offenbart in dem Augenblicke dieses unerhörten Friedensbruches selbst. Mit peinlichster Sorgfalt hatte der Kanzler des norddeutschen Bundes alles vermieden, was die immer wache und seit Königgrätz krankhaft gereizte Eifersucht des Nachbarlandes bis zu gefahrdrohender Höhe hätte steigern können. Selbst die von allen Stämmen unsres Volkes mit wachsender Sehnsucht begehrte, von ihm selbst in weisen Verträgen vorbereitete Verschmelzung beider Hälften des Vaterlandes wies er zurück, weil er noch immer hoffte, es werde die letzte der großen deutschen Fragen ohne Blutvergießen zu lösen sein. Aber das „Kriegshorn überm Rhein“, das ihn und sein Volk erschrecken sollte, machte mit seinem ersten Schall allen Bedenken und Unklarheiten ein Ende. Die Maingrenze verschwand; Norden und Süden rückten in brüderlicher Gemeinschaft ein in das Land des räuberischen Feindes, und nach herrlich vollbrachten Thaten stand der Bau der Einheit, der langersehnte Preis aller Mühen und Schmerzen, da in der Sonne der Gegenwart, angestaunt von den Nationen, die noch kurz zuvor ein mitleidiges Achselzucken oder herben Spott für das deutsche Träumervolk gehabt hatten.

Das war im Frühling 1871 und — was war in sieben Jahren nicht geschehen! Mit eisernem Sinn, wie das Dichterwort es verlangte, hatte „ein ganzer Mann“ den unsterblichen Gedanken deutscher Größe gefaßt, „ohne Ansehn und Erbarmen“ die deutschen Stämme, Willige und Widerwillige, „zusammengetrieben im Schlachtenweiß“ und „mit unbeugsamen Armen die deutsche Mark zu runden gewußt“! So war es geschehen

in den Jahren 1864, 1866 und 1870, die aber doch nur die glänzenden Marksteine sind auf einer Bahn stiller, selbstverleugnender Arbeit, wie sie selten ein Staatsmann dem Wohl des ihm anvertrauten Volkes widmet.

Und wann hätte Fürst Bismarck seitdem unterlassen die Einheit und Größe der deutschen Nation, die er von früher Jugend an im Herzen getragen und zum alles überragenden Zweck seiner Lebensarbeit gemacht hatte, zu stärken und zu sichern? Wo es nur einzutreten galt für das Ansehen des Reiches und die Wohlfahrt seiner Bürger, diesseits und jenseits der Meere, da ist er eingeschritten zur rechten Zeit, mit der ganzen gewaltigen Macht seiner Persönlichkeit; unermüdet ist er bedacht gewesen, Deutschlands Kraft zu erhöhen und feste Mauern um seine Grenzen zu ziehen; und als er aufhörte das Ruder des Staates zu führen, da hat er doch nicht aufgehört zu warnen, zu trösten, zu raten, noch in seinen alten Tagen des deutschen Volkes getreuer Eckehard!

Wahrlich, hätte Fürst Bismarck nichts vollbracht, als sein gigantisches politisches Werk, wäre er uns nichts gewesen, als der Bezwinger tausendjährigen deutschen Haders, wir dürften nicht müde werden ihm Dank und Bewunderung zu zollen; in Jahrhunderten der Weltgeschichte würde man keinen seinesgleichen finden. Aber er ist nicht bloß der große, der übergewaltige Mann, sondern sein Charakterbild weist Züge auf, die ihn auch menschlich uns nahe bringen, doppelt nahe, weil es zugleich Züge echt germanischen Wesens sind.

Wahrheitsliebe, Zeugenmut, Frömmigkeit sind Eigenschaften, die uns vor allen herzegewinnend von dem Schilde seiner Ehre entgegenstrahlen. Schon im Knaben hat sich der heilige Ernst gezeigt, der Ehrfurcht hegt vor der Verbindlichkeit des gesprochenen Wortes, wie des gesamten Gebarens im Verkehr mit andern. Bekannt ist wohl der Vorfall aus früher Kinderzeit, wo er, von der Mutter befragt, ob er seine Abendsuppe gegessen habe, fortstürmt und erst nach einer Weile mit dem Sa der Antwort zurückkehrt. Auf den Ausdruck der Bewunderung aber, weshalb er denn nicht gleich diese Auskunft

gegeben, erwidert er, daß er nicht mehr genau Bescheid gewußt und daher erst die Dienerin habe befragen müssen, die ihm sein Abendbrot zu reichen hatte. Und auch in diesem Falle haben die reiferen Jahre gehalten, was das kindliche Alter verhieß. Auf dem Felde der Diplomatie, die, in Anlehnung an einen bekannten französischen Ausspruch, von jeher als die Kunst bezeichnet werden konnte, die Wahrheit zu verbergen, hat Fürst Bismarck sich rein gehalten von der Lüge bis an die äußersten Grenzen, woraus ihm denn freilich, dank einer neuen seltsamen Ironie des Schicksals, der ungesuchte Gewinn entsprang, daß man ihm niemals glaubte, wenn er mit unerhörter Offenheit von den großen Plänen seines Lebens sprach. Ja, man hielt ihn im Kreise seiner Berufsgenossen für den verschlagensten und listigsten von allen, denn Dinge, wie er sie vor sich hertrage, könnten unmöglich ernsthaft gemeint sein.

Und stark und weltüberwindend, wie die Wahrhaftigkeit, ist in ihm auch der Mut der Überzeugung. Wer so viel neue und selbständige, hochgehaltenen Überlieferungen oder pomphaften Tagesmeinungen widersprechende Gedanken in das Weltgetriebe wirft, der kann sich nicht wundern, wenn die gereizte Flut sich gegen ihn wendet, wenn Haß und Feindschaft ihm bei vielen erwächst, deren liebgewonnene Zirkel er stört. Aber nie hat das Lästern und Drohen einer aufgeregten Menge, niemals der giftige Hohn, dem er lange fast schutzlos preisgegeben war, seinen Mannesstolz zu beugen vermocht. Nach rechter deutscher Art ist er jederzeit unerschrocken eingetreten für das heilige Recht seiner Meinung und Würde, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, auch in den Tod dafür gegangen sein.

In dem nämlichen Boden aber wurzelt sein Glaube. Er bewegt sich nicht prunkend in äußerem Schein, der unsrem Volke stets etwas Fremdes und Unsympathisches gewesen ist. Aber wie er als jugendlicher Kämpfer feurig eintrat für die Lehren und den praktischen Wert des Christentums, so hat er später in noch rührenderer Weise seine eigene Freundigkeit und die Frucht seines Wirkens zurückgeführt auf den Verkehr mit seinem Gott, der sein Gebet und seine Arbeit gesegnet habe.

Und endlich die Treue, diese deutsche Tugend vor allen andern, die so tief mit unsrem Wesen verwachsen ist, daß wir noch heute kaum uns ihrer entschlagen, so sehr auch die „fortschreitende Kultur“, deren Gift andre Nationen bereits zerfressen hat, gerade dieser unzeitgemäßen Schwäche uns entwöhnen möchte! Wenn wir trotz alledem hoffen, daß, was uns eingepflanzt war von der Urväter Tagen her, als unentbehrliches Lebenselement uns werde erhalten bleiben, so ist es Fürst Bismarck, auf den dieser Glaube sich stützt. Wandelt er doch als Verkörperung jener Tugend vor unsren Augen, heute noch, wie vormals gemeinsam mit seinem und unsrem entschlafenen kaiserlichen Herrn. König und Vasall, wie sie seit der ersten Dämmerung deutscher Geschichte uns entgegentreten und Jahrhunderte lang in freudiger Lebensgemeinschaft neben einander hergehen, waren wieder aufgelebt in diesen beiden. Der eine gab dem Treuen alles, was sein Eigenstes war: seinen Beifall, seine Liebe, sein Vertrauen, und er schützte ihn lange und oft allein mit seinem ritterlichen Schilde gegen eine Welt. Der andre aber lebte für den Gebieter und wäre willig auch für ihn gestorben. Aber, so hoch dem Gewaltigen sein alter Kaiser stand, er hat, wenn nicht die gleiche persönliche Hingebung, doch echte Treue jedem erwiesen, der um des Vaterlandes willen ein Recht darauf hatte, und um so mehr diesem selbst, wie wir als Söhne und Töchter seines Volkes bezeugen.

Und so können wir denn nur bewundernd und verehrend aufblicken zu dem Bilde des Mannes, der, deutscher Macht und Einheit Schöpfer, uns allein noch übrig geblieben ist von den Großen aus einer großen Zeit, nach der Kraft des angeborenen Genius zugleich der Größte von allen. Ihr Knaben und Jünglinge zumal, die ihr aus dem Anschauen hervorragender Persönlichkeiten fruchtbare Anregung schöpfen sollt für das Werden eurer eigenen: gewinnet eyren Bismarck lieb und lieber, und gedenket daran, daß auch ihr deutschen Stammes seid und daß es an euch ist, das große Werk seines Lebens, das herrlichste, das Gottes Gnade jemals einem sterblichen Menschen anvertraute, dereinst erhalten und schützen zu helfen. Noch weilt er selbst

in unsrer Mitte, in voller Stärke des Geistes und in wunderbarer, unverlierbar erscheinender körperlicher Frische. Aber er vollendet heute sein achtzigstes Lebensjahr und bei solchem, schon die Grenze des Naturgesetzes überschreitenden Alter muß die Frage an uns herantreten, wie lange er uns wohl noch bleiben wird. Nicht das Schöne allein muß sterben, auch das Gute, das Tapfre, das Fromme — keine menschliche Kraft oder Tugend ist groß genug, um die eiserne Brust des stygischen Zeus zu rühren. Möge dennoch der gnädige Gott ihm noch eine lange Reihe von Jahren schenken, uns und unsrem gesamten Volke zum Heil und zur Erquickung! Aber was auch im Räte der Vorsehung beschlossen sein mag, in jedem Falle ist der heutige Tag schon darum ein Tag des Segens und Glückes, weil er völlig und für immer die dunklen Schatten verscheucht hat, die so lange über dem Haupte des Helden von Friedrichsruh und, feinet wie unserthalben, auch über dem unsrigen schwebten, die Freude an unsrem nationalen Dasein gleich einer Winternacht verdunkelnd. Deutschlands Kaiser hat, seiner angestammten hochherzigen Natur gehorchend, mehr noch als im vergangenen Jahre gethan. Er hat den Fürsten geehrt, wie nie ein Unterthan von seinem Herrscher geehrt worden ist; er hat dessen Kränkung zu der seinigen, die Freude des greisen Necken zu seiner Freude gemacht. Und das läßt ihn tiefer wurzeln in den Herzen seines Volkes, als zehn siegreich durchgekämpfte Schlachten es vermocht hätten. Wieder kehrt uns das Bild zurück, das in bitterer Trauerzeit und über sie hinaus unser Trost und unsre Wonne war: der Kaiser und sein Kanzler Hand in Hand und Schulter an Schulter! Und in dankbarer Freude wollen wir uns darum jetzt erheben und ausrufen: Seine Majestät unser geliebter Kaiser Wilhelm der Zweite und Seine Durchlaucht der Fürst von Bismarck — Unser Bismarck — sie leben hoch!

16. Am 2. September 1895.

Hochgeehrte und liebe Festgenossen!

Wir feiern heute den größten Siegestag der Weltgeschichte und einen Siegestag unsres Volkes. In seinem Lichte erwacht von neuem die Erinnerung an Personen und Dinge, die wir Älteren mit eigenem Auge schauen durften, die aber auch den Jüngeren in die Seele geprägt worden sind durch Wort und Bild. Wieder vernehmen wir den wilden Schrei des Hasses, der ein arbeitsames und ruheliebendes Volk herausriß aus seinem Frieden, elender Eitelkeit zu liebe, weil Preußens gewaltige Thaten und Erfolge nicht die seinigen waren. Wieder ballten sich unsre Fäuste im Andenken an die Schmach, die unsrem greisen König Wilhelm zugebracht war; hoch schlugen unsre Herzen wie damals, wo der Hohenzoller die ihm und in seiner Person dem gesamten Deutschland zugemutete Unbill würdevoll zurückwies, wo er heimfuhr nach seiner Hauptstadt durch die Reihen seines jauchzenden Volkes, und dann wiederum hinauszog mit seinen Getreuen, um Recht und Ehre des Vaterlandes im Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand zu verteidigen. Und wieder hören wir, wie ganz Deutschland antwortete auf seinen Ruf, der Süden wie der Norden: zustimmend, opferbereit, in stürmischer Begeisterung. An uns vorüber rollen die Bahnzüge, gefüllt mit Männern und Kriegsgerät, wallen die endlosen Scharen zu Roß und zu Fuß, in freudigem Gewühl und doch in ernster ahnungsvoller Haltung, auch in der Hitze des Julimonds und im Staub der Straßen noch die Bilder jener männlichen Entschlossenheit, für die es nur eine Wahl giebt: zu siegen oder zu sterben. So nach der bedrohten Grenze zog das ganze reisige Deutschland, um ein Wall zu sein gegen den gierigen Feind, als die felsenstarke „Wacht am Rhein“.

Und dann kamen Tage bangen Erwartens, atemloser Spannung. Der Deutsche rechnete ja nicht auf den Sieg, wie sein verblendeter Gegner es that; anfängliche Niederlagen erschienen ihm als gewiß und nur das Vertrauen auf seine gute Sache

ließ ihn einen ehrenvollen Ausgang nach schweren und blutigen Opfern erhoffen. Um so tieferen Eindruck aber machten auf die Daheimgebliebenen und zur Unthätigkeit Beurteilten die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz, auch die erlogenen der Feinde. Wieder stehen wir im Geiste vor den verhängnisvollen Blättern, die von den Straßenecken herab den Kampf bei Saarbrücken meldeten. Daß sie, wie die Hunderte, die ihnen nachfolgten, die schlichte Wahrheit berichteten, nichts verschleierten, aber auch nichts übertrieben, konnten wir noch nicht wissen — wir lasen aus der Botschaft eben nur das Mißgeschick unsrer Waffen. Daß die preußischen Soldaten tapfer gekämpft hatten, ein Häuflein gegen ein Heer, das verstand sich von selbst, dafür waren es Preußen! Aber sie waren zurückgewichen und ein blühender deutscher Ort stand in Flammen! Nun war es auch möglich, was gestern aus einem Pariser Blatt in die unsrigen übernommen worden war, daß in einer andern, wirklichen Schlacht, irgendwo im Badenschen, die neu erfundene, mit allem Nimbus des Unbekannten und Unheimlichen umgebene napoleonische Kriegsmaschine, über die wohl nur der deutsche Generalstab lächelte, unsre Soldaten wie Halme niedergemäht hatte, und daß der kriegserprobte Führer des deutschen Heeres, Prinz Friedrich Karl, tödlich verwundet in die Hand des Feindes gefallen war!

Verzagt ist damals wohl keiner, und wenige haben am endlichen Triumph der gerechten Sache gezweifelt. Vielmehr, wer aus körperlichen Gründen einstweilen ausgeschlossen worden war vom Dienst, wen ein Amt oder ein andres Pflichtgebot in der Heimat zurückhielt, der schickte sich an in die Lücken zu treten, die so furchtbare Ereignisse in die Reihen unsres tapfren Heeres gerissen haben mußten. Aber es war doch gewiß, daß es noch durch schwerere Prüfungen gehen würde, als wir selber gemeint hatten, und es war ein qualvolles Harren bis zum Abend des vierten August! Und wieder stehen wir mit Hunderten vor dem Eingang des Telegraphengebäudes, sehen den Beamten heraustrreten und vernehmen aus seinem Munde die Botschaft unsres alten vielgeliebten Königs: „Heute unter Führung meines

Sohnes glänzender, aber blutiger Sieg, erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisberges. Feind in Flucht. 500 unverwundete Gefangene in unsren Händen. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat. Er helfe weiter!“ In totenstillem Schweigen ist die Verlesung angehört worden, dann aber bricht es von allen Lippen wie ein einziger Schrei, ein Schrei der Erlösung! Und als müßte die gemarterte Brust sich noch weiter frei machen von allen Lasten, so stürmen die Hörer fort durch die Straßen des Ortes, nicht die Knaben allein, auch die Männer, jeder Rücksicht auf ihre Person oder Stellung entlegend, um durch die anbrechende Nacht, vor den Fenstern der entlegensten Häuser es zu verkünden: „Sieg — der erste Sieg — Gott sei Dank!“

Der erste Sieg — diese Ahnung, von nun an fast schon Gewißheit, hat uns nicht betrogen. Auf Weißenburg folgten Wörth, Courcelles, Bionville, Gravelotte. Und wieder tönt in unser Ohr das feierliche Läuten der Glocken, der Donner der Viktoria schießenden Kanonen, wieder decken sich die Straßen, von Haus zu Haus, oft von Fenster zu Fenster, mit Flaggen, schwarz-weiß und schwarz-weiß-rot und schwarz-rot-golden, und unter ihnen wandelt eine bunte Menge dahin, stolz gehobenen Hauptes, dankbar und freudebewegt.

Gewaltige, ergreifende Bilder, reich genug, um ein Menschenleben bis an sein Ende mit ihrem Glanze zu erfüllen! Und doch sollten alle jene großen Tage übertroffen werden durch einen größeren. Am 3. September war es, einem leuchtenden Sonnenmorgen, wie dem heutigen. Es war still geworden seit kurzem von neuen Ruhmesthaten unsrer Heere, wie sich später erwies, weil Nachrichten vom Kriegsschauplatz durch Zufall in Verlust geraten oder in Feindeshand gefallen waren. Alles ging schweigend und halb beklommen seiner Beschäftigung nach — war es nicht möglich, daß nun doch die Wendung eintrat, die angesichts einer beispiellosen Reihe von Erfolgen fast unvermeidlich erschien? Da — wo und wie es zuerst geschah, wird heute keiner mehr wissen — erhob sich ein Raunen und Flüstern, rauschte die Gassen entlang von einem Hause zum andern, wie

auf Flügeln des Sturmwindes: „Der Kaiser ist gefangen!“ Dort, vor einem Schaufenster, staut sich die Menge — ein kleiner beschriebener Zettel ist ausgehängt, der wirklich jene wunderbare Nachricht enthält — aber nein, er ist privaten Ursprungs — warten wir ab, ehe wir glauben! Doch wenige Augenblicke nachher leuchten wieder von allen Straßenecken die weißen Blätter herab, auf denen wir schon so viel Gewaltiges und kaum Begreifliches gelesen haben — es ist Wahrheit, Wahrheit! Und nun strömt es aus allen Pforten, aus den Häusern der Bürger, aus den Amtsstuben, den Schulen, Tausende und Abertausende; man lacht und weint, man drückt sich die Hände und liegt einander in den Armen — vornehm und gering, arm und reich: heute giebt es keinen Unterschied im Angesicht der göttlichen Gnade und vor dem hell strahlenden Gestirn des Vaterlandes! Fromme Gesänge des Dankes steigen in den Gotteshäusern empor und draußen durch die Menge wogt es, in unsrer Stadt wie in allen großen und kleinen Gemeinden, ein elementarer Ausbruch tiefster Gefühle, trauriger, seit einem Jahrhundert aufgesammelter Erinnerung und stolzester Genugthuung, und sucht sich zu gestalten in den Worten des Dichters:

O Deutschland, herrliches Vaterland,
Du Sonne in wilden Gefechten!

Und wenn nun heute, bei der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des gewaltigen Tages, unser Volk von neuem überströmt von Empfindungen des Dankes und der Freude, wenn es, seinen Kaiser und Kriegsherrn an der Spitze, seine Helden ehrt und sich überbietet in festlichen Veranstaltungen, wenn seine Redner nur Großes und Glänzendes zu sagen wissen, seine Dichter die Laute höher stimmen zur Feier des Sieges, dem vor allem wir die Sicherheit im eigenen Hause und den höchsten Ruhm bei den Nationen verdanken, so ist das alles begreiflich und darum gut. Aber wir dürfen doch auch nicht vergessen, wie nahe dem Lorbeer der Epheu, dem Sinnbild alles Herrlichen auf Erden der Schmuck der Gräber gesellt ist. Siegestage sind Schmerzentage — auch der Tag von Sedan und der heutige Erinnerungstag zumal trägt diesen Stempel.

Freilich feiern wir nicht unmittelbar das Andenken an eine blutige Schlacht. Selbst die in der Mittagsstunde des 2. September abgeschlossene Kapitulation, die doch ein zahlloses Heer mit seinen namhaften Führern und unermessliche Kriegsbeute in unsre Hände gab, hat nicht an erster Stelle so mächtig, erschütternd und erhebend, auf das deutsche Volk gewirkt, wie jeder weiß, der jene Tage denkend durchlebte. Daß der gekrönte Vertreter des seit frühesten Zeiten uns herausfordernden und kränkenden Franzosentums persönlich und ohne Ehren sich in die Hände des Preußenkönigs geben mußte, das allein war es, was damals voranstand in der allgemeinen Empfindung, auch der Krieger draußen auf der Walfstatt, und was nun wieder, einem Märchen gleich, emporsteigt vor unsrem Geiste. Aber kann diese geschichtliche, die Leiden und Plagen von Jahrhunderten sühnende Genugthuung, kann der ganze gewaltige Siegespreis von Sedan gelöst werden von dem Entsetzlichen, das ihm vorausging? Von den Strömen Blutes, die flossen, von Wunden und Schmerzen, vom Geschrei der entfesselten Wut und dem tausendfachen Köcheln des Todes? Auch die höchste, stolzeste patriotische Erhebung muß verstummen, heute noch, vor der dämonischen Macht solcher Bilder.

Ist's anders denn? was sind Triumphe? — traum,
In Schauern redet diese Stunde:
Die Lohe, flammend im Gewittergraun,
Ein Riß im Himmel, blutig anzuschau,
Wie eine frisch geschlag'ne Wunde!
„Der Feind in Flucht — gescheucht von Ort zu Ort,
Und weit geöffnet seiner Mauern Bresche —
Viktoria!“ — so tönt das stolze Wort
Der sturmbeflügelten Depesche.

Und dann? — den hellen Jubel überkreischt
Der Schrei der Qual, des Todes Ächzen,
Des Geiers Ruf, der seinen Raub zerfleischt,
Und das den Fraß von der Verwesung heischt,
Der Krähe und des Raben Krächzen!

Dann wird es still — so still, als sei die Welt
Es müde weiter ihre Bahn zu rollen,
Als hörte man vom fernen Leichenfeld
Den Stoß des Spatens auf die Schollen!

Weithin über Frankreichs Erde, über Deutschlands neuerkämpften Boden, reiht es sich nun, Gräber an Gräber. Überall liegen die Opfer der mörderischen Schlachten: im Ehrenthal von Saarbrücken, auf den Höhen von Elsaßhausen, am Gehölz von Bionville und in geschlossenem Kranz um die kleine Festung an der Maas, die das gewaltigste Gottesgericht unsrer Zeiten sah. Sie liegen, wie die Gefährten sie fanden nach dem furchtbaren Tageswerk: entseelt von schnell wirkendem Schuß und Streich, oder nach qualvollem Leiden mit zerschmetterten Gliedern; gebettet die einen allein oder mit wenigen vereint, die andern zu hunderten und mehr unter einem Hügel — „Hier ruhen 3000 tapfere Krieger“, so kündigt die Inschrift auf dem Soldatenkirchhof von St. Privat! Und keiner von allen, die nun so lange schon Staub und Asche sind, hat den Ausgang gesehen; viele haben kaum die Hoffnung mit sich hinabgenommen, daß ihre Schmerzen und ihr Tod der Heimat zum Segen gedeihen würden, der sie sich weihten. Und grüßen heute an jenen ernstesten Stätten, wo dereinst die Furie des Kampfes rastete, Säulen und Obelisken weit hinaus in die Lande; strahlen unter dem schützenden Sinnbild des Löwen oder des stolzblickenden Adlers auch die Namen der Gefallenen hervor zu dauerndem Gedächtnis jedes einzelnen: was sind alle menschlichen Ehren gegen das blühende Dasein, das sie uns opferten? Und lernen wir früh, daß nicht das Leben das höchste der Güter sei, daß es süß und ruhmvoll ist fürs Vaterland zu sterben, so ist es doch ein andres, solche hochklingenden Worte zu verkünden und zu wiederholen, ein andres, sie bewährt haben durch die Hingabe des eigenen Selbst. Hat aber Gott, wie wir als Christen es glauben, den Gefallenen die ewige Siegeskrone geschenkt, so muß es uns doch scheinen, als erfreuten wir uns zu Unrecht alles dessen, was wir dem

Tage von Sedan verdanken und was sie sterbend uns er-
rangen.

Und noch andre Gedanken sind es, die diesen Tag über-
schatten. Brachen draußen im Kriege zahllose Herzen, so hingen
an jedem von ihnen andre daheim, die mit Zittern den Geliebten
nachgeschaut und in heißem Gebete zu Gott um ihre Erhaltung
gefleht hatten. Nun, wo ihr Stolz, ihre Hoffnung, ihre Stütze
dahingesunken war, konnten sie nichts empfinden als ihren un-
erzehllichen Verlust. Eine ungeheure Trauer war über unser
Volk gekommen inmitten aller glänzenden Triumphe. Mütter,
Gattinnen, Bräute klagten in brennendem Weh; tausende von
Kindern waren fortan darauf verwiesen, vaterlos ihren Weg
durchs Leben zu suchen. Und jetzt noch hallt diese Trauer nach
in weiten Kreisen, so viele der Zurückgebliebenen auch zu den
Ihren hinabgestiegen sind in den Frieden des Todes. Wie
manches greise Auge, das sich trübe geweint hat nach dem Siege
von Sedan, wird heute wieder ausschauen nach einem Ver-
lorenen, wie in langen Jahren so oft schon und immer ver-
gebens! Wie mancher treue Mund wird bitterlich seufzen wie
damals, als die verlassene Gattin im Trauerkleid auf die
Scharen der Heimkehrenden blickte: „Warum mußte es ihn treffen
vor andern, warum muß er fehlen, wo Hunderttausende zurück-
kamen und heute noch der Lebenssonne sich freuen?“

Ja, der Krieg ist furchtbar, auch der gerechte, der siegreiche
Krieg! Und nicht bloß, wenn er dahinreitet auf fahlem Roß
über zuckende Heldenleiber, auch wenn er erbarmungslos das
Band zerreißt, das Menschenseelen aneinander knüpft, und den
Schmerzenslaut nachtönen läßt durch das lange Leben und bis
an die Pforten der Ewigkeit! Und wenn wir mit unsrem ge-
samten Volke die Hände emporheben dürfen zum Himmel, wenn
wir uns bezeugen lassen können von dem allwissenden Gott,
daß wir frei sind von Blutschuld, daß nicht uns, nicht unsre
Fürsten und Führer die Verantwortung trifft für allen Jammer,
so ist das eine Milderung, keine Lösung der Trauer.

Und noch in andrem Sinne ist der heutige Tag ein Tag
des Leides für jeden, der sein Volk und sein Vaterland lieb

hat. Helden und Herrscher sind uns vor 25 Jahren vorangegangen, wie sie niemals einer Nation gegeben waren in verhängnisvoller Zeit. Wir hatten einen König, der dann Deutschlands Kaiser ward, und dem wir blindlings folgen durften voll Vertrauen und Liebe. Männlich und doch voll unbegrenzter Güte, schlicht wie der bescheidenste seiner Unterthanen und doch ein Fürst vor den Fürsten, so hat er uns gezeigt, wie man standhaft ertragen, wie man tapfer streiten und auch auf der Höhe des Glückes nicht seiner Menschlichkeit vergessen soll. Nun ist er heimgegangen nach unvergleichlichem Wirken und wir blicken trauernd nach ihm zurück, heute inniger wieder als je, wo alles uns an die Größe seiner Thaten und den Glanz seiner Tugenden erinnert. Ihm nachgestorben ist sein herrlicher Sohn, der die Standhaftigkeit seines Geschlechtes mehr noch als auf dem Schlachtfeld in furchtbaren Todesleiden bewährte. Dahingegangen sind die beiden Meister der Kriegskunst, die das preussische Heer in langer entsagungsvoller Arbeit vorbereiteten für das seinem Mut und seiner Ausdauer beschiedene Werk, um dann bei Sedan die reife Frucht ihrer Mühe zu ernten: Graf Moltke, der große Feldherr, und der treue treffliche Moos. Von deutschen Thronen, die sie würdig ausfüllten in den Tagen der Entscheidung, ist die Mehrzahl der Fürsten hinabgestiegen in die Gruft. Von uns geschieden sind auch die ruhmgekrönten Führer der Armeen, die weisen Berater der Regierenden beim Friedenswerk. Nur wenige sind noch unser von den Großen aus großer Zeit und der Jüngste von ihnen hat längst das sechzigste Jahr überschritten. Und wieviel Tausende von Kriegerern, die dereinst unverletzt zurückkehren durften zu den Ihrigen und zu dem gewohnten Beruf, sind entschlafen seitdem in der Stille der Waffenrast und können nicht mehr den Jüngeren ein Vorbild sein militärischer und bürgerlicher Tüchtigkeit und hingebender Vaterlandsliebe! Es ist wieder eine Gräberflur, an die wir treten, und sie ist kaum kleiner, als jene andre draußen an Frankreichs Grenzen und auf Frankreichs Boden.

Sa, unser Stolz ist gefallen, unsre Ehre geringer geworden vor den Menschen — das dürfen wir nicht leugnen am Tage

von Sedan. Aber wer einen Blick gethan hat in die Tiefen unsres heutigen Lebens, der muß fürchten, daß sie auch geringer geworden ist vor Gott!

Was war es doch für ein deutsches Volk, das hineinzog in den Krieg von 1870! Ohne zu verkennen, daß zuweilen ein kleinerer Zug sich mischt in das schöne und ergreifende Bild jener Tage, daß in allen Kreisen des Volkes auch solche sich fanden, die zurückblieben hinter der Gesinnung der Mehrzahl, darf doch gesagt werden, daß die gesamte Nation auf der Höhe ihrer geschichtlichen Aufgabe stand. Sie war ernst und tüchtig, bescheiden und opferfreudig und von ganzem Herzen fromm. Das gilt nicht nur von dem in strenger Zucht gehaltenen Soldaten, obwohl auf die Heere des großen Krieges noch in vollem Maße das Wort Anwendung fand, das Graf Bismarck während des böhmischen Feldzugs über das preußische geschrieben hatte: „Unsre Leute sind zum Klüffen: jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können und essen verschimmeltes Brot.“ Es galt nicht von der Jugend allein, der ideale Gesinnungen so natürlich sein müssen und die, wo Begeisterung sie trägt, auch jeder Selbstverleugnung fähig ist. Es galt vielmehr von allen Altersstufen, von allen Ständen und Gruppen der Gesellschaft, von den schlichtesten vielleicht am meisten, jedenfalls von den Männern und Frauen, deren Söhne in den Reihen der Kämpfer standen und die nicht hinter ihnen zurückbleiben wollten an Mut und Entsagungsfähigkeit. Hier vor allem herrschte das Heldentum, das um der bedrohten allgemeinen Güter willen die nagende Sorge um das persönliche Glück willig auf sich nahm, ja den Fall des Geliebten mit dem Troste zu ertragen bereit war: „Weinet nicht — er starb für das Vaterland!“

Wie aber steht es heute um uns und unser Volk? Wohin sind die Tugenden geschwunden, die von jeher, in Preußen zumal, so Großes gewirkt und ihren entscheidenden Anteil gehabt haben auch an dem Siegestag von Sedan? Eiserne Disziplin hielt, im Gegensatz zu französischer Lagerstätte, den Soldaten

auch im Frieden gefesselt, gewöhnte ihn an Ordnung und Zucht in allen Stücken, machte ihn fähiger zu überwinden und zu ertragen. Heute ist das Institut unsres Heerwesens, das ruhmvollste und segensreichste des Landes, wohl noch nicht erschüttert, aber die leidenschaftlichen Angriffe, denen es unaufhörlich preisgegeben ist, könnten es doch mit der Zeit aus seinen Fugen lösen. Schlimmeres zeigt sich in der bürgerlichen Gesellschaft. Damals kannte man noch die Unterordnung, den Gehorsam, wußte noch von einer Autorität, einem festen regierenden Willen, dem der einzelne zum Heil des Ganzen sich zu fügen hatte. Wer will jetzt noch gehorchen? Lockert sich doch allermwärts schon das heiligste Band, die Achtung der Kinder vor dem Wunsch und Gebot der Eltern. Aus dem Ungehorsam und der Undisziplin aber entspringt so vieles, was uns heute betrüben und erschrecken muß: der Abergwitz, der unsre großen Toten lästert, der giftige Haß gegen alles Bestehende, das schamlose Trogen auf die plumpe Kraft der Masse.

Ein andrer Zug in dem Bilde jener seltnen Epoche war die in den weitesten Schichten der Bevölkerung hervortretende Opferbereitschaft, die Hingebung an das Ganze, die nur entspringen konnte aus der Anspruchslosigkeit des eigenen Begehrens. Heute herrscht auch in Deutschland Eine Macht: die Macht des Geldes, in deren Besitz ein jeder gelangen will. Aber zumeist nicht des Besitzens, sondern des Vergeudens wegen — Erwerben und Genießen ist die Losung des Tages! Rastlos und friedlos schweift dieses Geschlecht umher, einzig den Blick auf sein trügerisches Idol gerichtet. Es wächst ihm das Verlangen nach sinnlicher Freude und weil bei dem allgemeinen Wettbewerb die Mittel immer schwerer zu gewinnen sind, so spinnt der eine sich in öde Selbstsucht ein, die jeden edleren Gedanken erstickt, während bei andern alles, was undeutsch ist, seinen Einzug hält: Verstellung und Lüge, Anzuverlässigkeit und Unredlichkeit in Handel und Wandel. Die Frage aber, ob ein Volk, das solche Gebrechen an sich duldet und wachsen läßt, den gleichen Stürmen widerstehen würde, die seine Väter siegreich überwandten, ist keine müßige mehr.

Und auch das Beste und Heiligste, was die Menschenbrust hegen kann, der religiöse Glaube, war ein Kleinod unsres Volkes, das in den Wehen seiner nationalen Wiedergeburt sich ihm tausendfach bewährte. Nach den Gotteshäusern zog die Menge in bußfertiger Stimmung vor Beginn des blutigen Krieges; zu ihnen kehrte sie zurück, so oft es galt zu danken oder zu trauern. Und in allen Herzen lebte die feste Zuversicht, daß über den Sternen eine ewige Gerechtigkeit walte, und daß sie — was auch zunächst verhängt sein möge — nicht Deutschland sinken lassen werde, das sich rein wußte von Haß und Neid. Auch in Feindesland nahm man mit Verwunderung wahr, welch ein frommer Sinn in deutschen Gemütern lebte. Zwei Zeugnisse aber müssen besondern Wert für uns haben, weil sie beide von der Stätte zu uns gekommen sind, auf der unsre Gedanken heute verweilen. Das eine ist das Wort unsres greisen Königs, das er dem Bericht über seinen herrlichsten Sieg hinzufügte: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ Das andre entstammt der Feder eines einfachen Mitkämpfers, der freilich vom Scheitel bis zur Sohle von echtestem deutschen Geiste erfüllt war. Am Abend des 1. September — so erzählt er — sei ihm, während er in feierlicher Stimmung auf einer Anhöhe über dem Thale von Sedan stand, der lebhafteste Wunsch gekommen, in die Herzen all der Tausende seiner Landsleute hineinblicken zu können, die dort unter und neben ihm rasteten. Da sei plötzlich Gesang von einem fernen Wachtfeuer her zu ihm gedrungen, und in feierlichen, ernsten Tönen sei es über das Schlachtfeld gezogen, sich fortpflanzend von einer Lagerstelle zur andern: „Nun danket alle Gott!“ — „Es ist doch groß und herrlich, ein Deutscher zu sein!“ so fügt der treffliche Mann hinzu.*) Wie aber steht es heute? In wie vielen Herzen wohnt noch ein lebendiger Glaube? Wenn nicht der Glaube, der Felsen erschüttert und Berge versetzt, doch jene Sehnsucht wenigstens, die allezeit ausruft: „Herr, hilf meinem Unglauben!“? Die Kraft, die aufrecht erhält in der Trübsal und hinwegträgt

*) Zeit, Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen, S. 176—177.

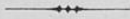
über alle Tiefen menschlichen Jammers? Ist nicht das Heilige auch bei uns oft nur der Gegenstand des Zweifels oder trotziger Feindschaft? Und doch haben wir's erfahren, daß Gott allein der Mächtige ist, daß er die Gewaltigen vom Stuhle stößt und die Niedrigen erhöht. Aber wir wissen auch, daß er seiner nicht spotten läßt. Unermüdllich arbeitet Deutschland an der Verbesserung seiner Waffen und achtet kein Opfer zu hoch, um seine Wehr und Rüstung zu festigen. Aber alle Stärke der Panzer, alle Kunst und Wissenschaft des Krieges ist nicht über dem Herrn. Er kann uns eben so tief stürzen, als er uns hoch erhoben hat.

Und so fällt denn mancher dunkle Schatten auf unsere heutige Feier. Aber das Wort der Trauer und der Sorge soll dennoch nicht das letzte sein. Galt es hinzuweisen auf das, was in fünfundzwanzig Jahren uns verloren ging, so zählen wir doch neben Unwiederbringlichem und Unerseßlichem auch solche Güter, die uns nur halb entglitten, die wir erhalten und wiedergewinnen können, wenn wir nur ernstlich wollen, die Güter zumal, die unsere eigensten sind: unser angebornes Volkstum, unsere unverfälschte deutsche Art. Und wenn wir in solchem Sinne was um uns und an uns ist zu erneuern suchen, dann wird erst der rechte Segen dieses großen Tages uns zu teil werden, der mehr wert ist als alle Lorbeern blutiger Siege, mehr selbst als die Wiedervereinigung der deutschen Länder unter dem Zeichen der Kaiserkrone — dann dürfen wir aufwärts blicken getrosten Mutes und vorwärts in die kommende Zeit.

Ihr vor allen, meine lieben Schüler, deren Lebensaufgabe es ist, die Zukunft des Vaterlandes gestalten zu helfen, beginnt mit euch selbst. Trachtet die Tugenden zu erwerben, die von alters her der Schmuck und die Kraft eures Stammes gewesen sind, die eure Väter hindurchgeführt haben durch die Not und Bedrängnis von Jahrhunderten bis auf das Ehrenfeld von Sedan. Blicket auf zu dem großen Vorbild unsrer Fürsten und Führer und lernet an ihm Ernst und Ausdauer, Pflichttreue und Bescheidenheit, Liebe zu den Menschen, euren Brüdern, und Ehrfurcht vor eurem Gott.

Und nun laßt uns grüßen die Toten, die mit ihrem Blut uns erkaufte, was dem Leben eines Volkes erst Wert und Inhalt verleiht. Mögen sie in Frieden ruhen nach allen Leiden und Schmerzen, und gewiß sein, daß wir ihrer niemals vergessen! Laßt uns grüßen das Reich, in dessen Schatten ihr geboren seid und dessen Schutz euch bleiben möge auch über die stillen Räume dieser Schule hinaus. Wie es dereinst emporstieg auf den Gefilden von Sedan, gewaltig und wunderbar, so soll es auch bestehen in den Stürmen der Zukunft und weit hinausleuchten über Länder und Zeiten!

Laßt uns grüßen den Kaiser, unsern Herrn, den Erben der Überlieferungen und Ehren seines Hauses, den Vertreter unsrer nationalen Einheit und Größe. Möge es ihm vergönnt sein, uns den Frieden zu erhalten, der seinem Herzen so teuer ist! Möge er aber auch, wenn es anders in Gottes Rat beschlossen ist, allezeit die rechten Männer finden in seinem Volk und Heer — Männer gleich denen, die die Schlachten seiner Ahnen schlugen bei Wörth und Mars la Tour, bei Gravelotte und Sedan!



Das nun fast nur geblieben die Fäden die wir ihrem Ritz
 und erlöseten, was dem Boden eines Follers erst über uns
 fassen verbleibt. Mühen sie in Follern wider nach allen Seiten
 und Bäumen und Grotz sein, das wir ihrer niemals ver-
 gessen, daß uns gehen das nicht zu sehen, dessen sie
 getreten sich und fallen Gänge sind, die nicht mehr und über die
 fallen können über diese hinaus. Die es voraus empore
 tief auf den Boden von Boden, Gänge und nach unten
 zu sein es auch, dessen in der Gänge der Fäden und nicht
 hinreichend über Gänge und Fäden.

Das nun fast nur geblieben die Fäden die wir ihrem Ritz
 und erlöseten, was dem Boden eines Follers erst über uns
 fassen verbleibt. Mühen sie in Follern wider nach allen Seiten
 und Bäumen und Grotz sein, das wir ihrer niemals ver-
 gessen, daß uns gehen das nicht zu sehen, dessen sie
 getreten sich und fallen Gänge sind, die nicht mehr und über die
 fallen können über diese hinaus. Die es voraus empore
 tief auf den Boden von Boden, Gänge und nach unten
 zu sein es auch, dessen in der Gänge der Fäden und nicht
 hinreichend über Gänge und Fäden.